Ludendorffs Verlag

Schriftenreihe

Dr. W. Matthießen

Rom in seinen Heiligen

Mit Zeichnungen von H. G. Strick

Laufender Schriftenbezug 10 / Heft 4

Dr. W. Matthießen

+ ROM + in seinen Heiligen

Mit Zeichnungen von
H. G. Strick



Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Heft 3 des „Laufenden Schriftenbezuges 10"

Druck von Ludendorff-Druckerei, München 2 / 1940

Inhalts-Übersicht

Die Zitierungsart in vorliegender Schrift ist sehr einfach: weil in den Heiligenbiographien, die mir als Quellen dienten, die betreffenden Heiligen nach dem Datum geordnet sind, brauche ich nie eine Seitenzahl anzuführen. Es genügt, bei dem betreffenden Jahrestag nachzuschlagen, sowohl im Brevier als auch bei der hauptsächlich benutzten anderen Darstellung: Hans Hümmeler, Helden und Heilige, Band I/II, Bonn 1934. — Bei Zitaten bedeutet B Brevier und H Hümmeler.

Einführung

Wenn ich in dieser Schrift etwas wie ein kleines „Leben der Heiligen“ vorlege, so will ich damit alles andere als ein Kuriositätenkabinett eröffnen. Für derartiges ist die Sache zu ernst. Auch kirchliche Einrichtungen und Gebräuche will ich nicht beschimpfen. Ich greife mit keinem Wort den Brauch der römischen Heiligenverehrung an. Mag das die Kirche halten, wie sie will. Ebensowenig denke ich daran, die vom katholischen Volk verehrten und geliebten Heiligengestalten zu Fratzen zu verzerren. Im Gegenteil: ich will die Bilder, die man sich von ihnen macht, zurückführen auf ihre geschichtliche Gestalt. Das Volk eben war es, das die Urgestalten verzerrte, freilich nicht im üblen Sinne; sondern aus Fleisch und Bein, körperlicher Krankheit und oft schwersten Seelenleiden schuf es sich oft traumschöne Gestalten, wie die auf Goldgrund gemalten Bilder vergangener Zeiten. Zudem schoben sich die Kirchenheiligen oft an die Stelle der alten Götter und Gottheitbezeichnungen. So trat fast durchgängig Simon Petrus, der jüdische Fischer, an Donars Stelle als Gewitter- und Regengott, der „Erzengel“ Michael verdrängte Wotan: fast überall, wo man ehedem die Gottheit unter den Namen Wotan oder Wodan verehrte, baute das Christentum seine Michaelskapellen, wie etwa auf dem Godesberg, der ursprünglich Wodenesberg hieß; zudem fühlte sich das alte Deutsche Kaisertum, besonders in der Frühzeit, sozusagen als Nachfolgerschaft der jüdischen Könige — Karl der Große nannte sich gern „König David“ —, und in ihrem „heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ sahen sie eine Art neues Israel. Somit übernahmen sie auch den alten Schutzgeist Israels, den Jahwehdämon Michael, als den Schutzherrn ihres Reiches. Bei anderen Völkern war es ähnlich. Wie ein jedes seine bestimmten Bezeichnungen für das Göttliche hatte, so ging der Glaube an dessen Machtfülle später auch auf die Heiligen über.

Burgunder und Schotten huldigten dem heiligen Andreas [1]), Peter und Paul sind die Schutzheiligen Roms, für die Spanier tritt der Apostel Sankt Jakob ein, Sankt Markus schirmt mit seinem Löwen Venedig, Sankt Dionysius Paris. Aber in diese Schutzherrschaft muß er sich mit der heiligen Genovefa teilen, der bekanntlich von „frommen" Franzosen das „Marnewunder" von 1914 zugeschoben wird [2]). Und genau wie das alte Heidentum des Mittelmeerraumes für alle Anliegen seine besondere Gottheit hatte, so sind im katholischen Volk für jede Bitte ganz bestimmte Heilige zuständig. Nur der heilige Apostel Judas Thaddäus macht eine Ausnahme, da er sozusagen den Warenhausgedanken vertritt: er hilft in jeder Not. Im Übrigen sorgt für Weidmannsheil Sankt Hubertus, Sankt Martin und Sankt Urban sind Patrone durstiger Kehlen, nehmen die Betrunkenen unter den Arm. Sankt Crispin oder Crispinian sind Beschirmer der Schuster, Sankt Severin webt mit den Webern und druckt mit den Druckern, gibt sich aber mit den Schriftstellern nicht ab, — dafür ist wieder der Kirchenlehrer Franz von Sales da, der insbesondere dafür sorgt, daß die Leser der katholischen Presse nicht zu kritisch werden, wobei er sich bestimmt nicht weger Arbeitüberlastung zu beklagen hat. Die Ärzte haben gleich zwei Heilige, nämlich Sankt Kosmas und Damian. Die Axt der Zimmerleute lenkt Sankt Eulogius, und die leichten Schneider nähen mit Sankt Gutman. Die Töpfer haben den St. Goar, der einen schwarzen Teufel mit glühenden Augen auf der Schulter trägt und einen Topf in der Hand häit. Für die Besserung leichter Mädchen sorgt St. Maria Magdalena, Sankt Antonius, der Einsiedler, ist als himmlischer Schweinehirt ja aus dem Wilhelm Busch bekannt. St. Fridolin ist Schiffs- und St. Wendelin Schafspatron, St. Gallus hütet die Gänse und St. Getrud ist bannende Beherrscherin der Ratten und Mäuse. St. Florian hat das Feuer unter sich, und wohlbekannt sind die alten Hausinschriften:

„O heiliger Sankt Florian,
verschon mein Haus, steck ein andres an!"

---

1) Wir sehen hier in die Ursprünge der schottischen Andreaslogen.

2) Welche okkulten überstaatlichen Mächte hier wirklich ihre Hände im Spiel hatten, kann der Leser in der kleinen Schrift von General Ludendorff „Das Marne-Drama" nachlesen. München, Ludendorffs Verlag.

Geologen, die nach Kohlenflözen suchen, wenden sich am besten an St. Laurentius. Und obwohl nun Kosmas und Damian allgemeine Himmelsärzte sind, so gibt es doch unter den Heiligen noch eine Menge Fachärzte. St. Johann und St. Veit kurieren die Fallsucht, doch hilft der erstere auch dem hl. Benedikt bei Vergiftungen. St. Rochus hat die Pest studiert, St. Irmgard weiß mit Bruchleiden, Fieber und Viehseuchen Bescheid, St. Romanus behandelt Tolle und Besessene. Die alte Jude Hiob, „der hl. Job", versteht etwas von Blattern, himmlische Zahnärztin ist St. Apollonia, der bei ihrem Marthrium angeblich die Zähne ausgebrochen wurden. Und weil die Greuelphantasie der christlichen Berichterstatter aus der sogenannten Verfolgungszeit erzählt, der heiligen Agatha habe man die Brüste ausgerissen, ruft das Volk diese mythische Gestalt heute gern bei Brustübeln an. Sankt Blasius ist Spezialist für Hals- und Sankt Erasmus für Magen- und Darmkrankheiten, weil man ihm angeblich die Eingeweide bei lebendigem Leibe aus der Bauchhöhle gespult hat. St. Antonius von Padua betreut das himmlische Fundamt, doch fängt er gelegentlich auch flüchtige Diebe. Und zuletzt das Hübscheste und Menschlichste: der heilige Nikolaus steuert arme Mädchen für die Heirat aus. Und das Grauslichste: der heilige Adaurus empfiehlt sich als Schützer gegen das — Gehenktwerden.

Daß im übrigen diese ganze Art der volkstümlichen Heiligenverehrung im wesentlichen nichts anderes war und ist als eine verdeckte Form des Dämonenglaubens und ein Kult zur Beschwichtigung dieser schadenbringenden Mächte, erhellt daraus, daß die Heiligen nicht nur als Heiler angerufen wurden, sondern ursprünglich geradezu als Verursacher der Übel gefürchtet waren: man glaubte z. B. die Pest komme vom hl. Sebastian, der hl. Florian sei der Verursacher von Feuersbrünsten, der hl. Eutrop schickte den Menschen die Wassersucht; und wenn man diese Heiligen verehrte, war das ursprünglich nichts als eine Versöhnung übelwollender Dämonen, die bewogen werden sollten, von ihrem tückischen menschenschädigenden Treiben abzulassen. [2a]).

[2a]) Siehe Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Kröner-Ausgabe, Seite 145.

Alles dies also und tausend ähnliche Dinge dachte ich übergehen zu müssen, so bezeichnend und unterhaltsam sie sind. Denn ich will die Heiligen, die ich auswähle, vom ersten bis zum letzten, einzig und allein schildern, nicht nach dem Bild, das sich das Volk von ihnen macht und somit nicht der Legende folgend, sondern nach kirchlichen, ja nicht nur das: wo es möglich ist, sogar nach kirchlich-amtlichen Quellen, vor allem nach dem römischen Brevier, das ja kein Katholik und vor allem kein römischer Priester als ein Sammelsurium verzerrender Wunder- und Gruselberichte sowie menschlicher Ungeheuerlichkeiten bezeichnen wird. Dieses Brevier ist, — das sei ausdrücklich bemerkt, — das amtliche Gebetbuch der römischen Priester, die hier für jeden Tag des Jahres ihr besonderes und bis ins einzelne Wort vorgeschriebenes Offizium oder Betquantum vorgedruckt finden. Vor allem sind das die Haßgesänge des Judenkönigs David, Psalmen genannt, die jeder katholische Geistliche in jeder Woche zum mindesten einmal zu „beten" hat, also jährlich wenigstens 52 mal 151 Psalmen. Dann aber ist jeder Tag des Jahres für die Kirche auch noch der Gedenktag irgendeines Heiligen, dessen Lebensgeschichte das Brevier ebenfalls bringt; und dieser authentische Wortlaut, immer wieder von mir in unanfechtbarer Übersetzung getreu angeführt, bildet hier die besondere Quelle. Warum also hätte ich sie trüben sollen? Denn wie nichts anderes spiegelt gerade diese Quelle Roms Gesicht in einer Klarheit, die nicht mehr zu überbieten ist. Und wenn ich wirklich noch Ergänzungen zu den knappen Angaben des Breviers nötig hatte, dann nahm ich sie ebenfalls aus kirchlich einwandfreiesten Quellen, vor allem aus dem zweibändigen Werk von Hans Hümmeler: „Helden und Heilige", das die Buchgemeinde des Bonner Borromäusvereins, selbstverständlich mit kirchlicher Genehmigung, herausbrachte. Gewiß, ich hätte auch auf ältere, weit umfangreichere und noch mehr wundergläubige Darstellungen zurückgreifen können, aber gerade dies neueste Werk der Art war mir schon insofern wichtiger als alle anderen, weil es nach dem 30. Januar 1933 erst herauskam und nun gerade das und gerade diese Züge an den Heiligen aufgezeigt, auf die Rom im Hinblick auf das neue Völkische Deutschland besonderen Wert legt. Wenn zum Beispiel Hümmeler von dem Stifter des Jesuitenordens mit überdeutlichem Fingerzeig erklärt, dieser habe sich zu dem Anspruch be-

kannt, den Gott und die Kirche auf *alles* haben, und sein Ziel sei gewesen, *die ganze Welt für die Kirche zu erobern* (II, 61), so ist es uns wichtiger, gerade auf diesen neuen römischen Ausspruch und Anspruch den Finger zu legen, als etwa aus älteren Quellen irgendein unerhörtes Wunder, das Ignatius gewirkt haben soll, zu berichten. Die Absicht dieser Schrift ist damit klar gezeigt: sie soll für die Deutschen ein neuer Romspiegel sein. Hebt doch die Kirche in ihrem Brevier stets das an den Heiligen heraus, was ihr ganz besonders wichtig ist, worauf sie ihre Gläubigen, vor allem die Priester, Tag für Tag hinweisen will, was sie für den Christen als ganz besonders beispielhaft ansieht und den Hirten der Gläubigen als Hüterregel vor allem ans Herz legt, — selbst wenn der Bericht geschichtlich gar nicht stimmt. So etwa heißt es in dem Brevier von dem Deutschen Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, er habe mit seiner Gattin Kunigunde in jungfräulicher, sogenannter Josefsehe gelebt,

„und als Sterbender stellte er sie ihren Verwandten unversehrt wieder zurück".

Wir sehen: Roms Wunschtraum ist der weiße Tod für die Adelsrasse. In Wirklichkeit aber war es der größte Schmerz des Kaiserpaares, daß seine Ehe kinderlos blieb. Etwas ähnliches haben wir bei Aloisius von Gonzaga, von dem das Brevier erzählt:

„Seine Sinne, vor allem seine Augen, hütete er so streng, daß er sich sogar davon enthielt, seine Mutter anzusehen".

Und gerade dieser für Rom so wichtige Zug wird von der geschichtlichen Aloisiusforschung, die vor allem die Jesuiten eifrig betreiben, mit den besten Gründen als dumme und überspitzte Fabelei hingestellt. Wir haben also hier den freilich gar nicht so seltenen aber deshalb um so bemerkenswerteren Fall, daß der römische Priester an einem Heiligentage höchst andächtig eine amtliche Feststellung der Kirche herbetet, die er und mit ihm seine Kirche *nach außen hin* als grundfalsch und geschichtlich unhaltbar bestreitet. Man bleibt eben für den Hausgebrauch beim Alten, weil es „erbaulich" ist und den Absichten der Kirche voll entspricht. Im übrigen mischen wir uns nicht in derartige Streitigkeiten, ob geschichtlich oder nicht, ein; und etwa darum, ob der Rosenkranz von den Mohammedanern oder den Buddhisten abstammt, kümmern wir uns nicht. Diese „naseweisen" Untersuchungen überlassen wir anderen und erzählen schlicht,

was die Bücher der Kirche schreiben. Das ist immer noch der beste Romspiegel.

Um noch einmal auf den Rosenkranz zurückzukommen, so füge ich nur hinzu, daß es mir nötig schien, in meiner Schrift wenigstens ein Beispiel des römischen Amulettglaubens zu geben, und zwar in dem amtlichen Kirchenbericht über die „Heilige Medaille" (27. November). Das ist um so wichtiger, als gerade in unseren Tagen immer wieder von römischer Seite der Versuch gemacht wird, solche und ähnliche Dinge als völlig nebensächliche Bagatellen zu bezeichnen und sich in tiefsinnigen Betrachtungen auf das „religiöse Grundproblem" der „inneren Heiligung" und des „mystischen Christus" zurückzuziehen. Sogar die Dogmen der Kirche sucht man dem modernen Menschen dadurch schmackhaft zu machen, daß man klipp und klar sagt, hier, — also wenn die Kirche etwa von Gottessohnschaft, von leiblicher Gegenwart Christi in Brot und Wein spricht, handle es sich lediglich um Bilder und Symbole, durch die das unerkennbare, weil über Raum, Zeit und Ursächlichkeit stehende Geheimnis der Gottheit für die Menschen wenigstens einigermaßen faßbar ausgedrückt werde. Mit der jenseitigen Wirklichkeit habe das alles nichts zu tun, denn die stünde ewig unbegreiflich da. So die amtliche katholische Theologie von heute. Aber das ist nur eine Hilfe nach außen hin. Derselbe geistvolle Professor, der auf diese Weise seine Dogmen zu Schleiern um die eigentliche Wahrheit macht, muß trotzdem glauben, daß etwa die Geburt des echten und wahren Gottes aus der Jüdin Maria vor angeblich 1938 Jahren eine ganz sichere geschichtliche Tatsache ist. Da hilft alles Reden vom Symbol nicht. Und derselbe Professor muß auch, genau wie jeder Dorfgeistliche, Tag für Tag sein Brevier „beten", das nicht nur den Rosenkranz und die genannte „heilige Medaille" in besonderem Feste zu feiern vorschreibt, sondern auch sehr wenig symbolische Dinge, die selbst guten Katholiken oft „spanisch" vorkommen, wie etwa die Übertragung des Hauses der Maria aus Nazareth nach Loretto (10. Dez.), wie die sonderbare Geschichte, in der das Brevier berichtet, wie auf dem Monte Gargano der Erzengel Michael einem Ochsen erschien, worauf man dort eine großartige Kirche baute (8. Mai); wie sogar die Erscheinung der „Unbefleckten Empfängnis" zu Lourdes (11. Februar)... „Symbole" pflegen bekanntlich nicht

objektiv zu „erscheinen"! Doch eben diese Berichte gehören zum Bilde Roms, das uns selbst die Theologieprofessoren nicht moderner darstellen sollten, als es in Wirklichkeit ist. Und um dem Leser wenigstens ein Beispiel solcher Mirakel vorzuführen, will ich hier eines hersetzen, das mir aus dem Grunde für die Geisteshaltung Roms bezeichnend erscheint, weil sich zu seinem Zeugen hergab der angeblich so hocherleuchtete und „moderne" Kirchenlehrer Franz von Sales (gest. 1622),

„seinem Stande gemäß in der Gottseligkeit und allen Wissenschaften unterrichtet, Berater an den Höfen der Fürsten und Könige",

wie es in der Heiligsprechungsbulle heißt. Hören wir also den Bericht dieses Mirakels [3]):

„In der Abtei Faberney im Erzbistum Besancon pflegte man am Pfingstfeste wegen einer besonderen Andacht nach der Vesper das hl. Sakrament vor dem Chore auszustellen. Zu dem Zweck setzte man auch am 24. Mai 1608 an das eiserne Gitter daselbst einen mit Teppichen bedeckten hölzernen Tisch und auf denselben ein hölzernes, mit seidenen Vorhängen geziertes Tabernakel, das durch einige Staffeln von Holz erhöht und durch einen darüber befestigten Traghimmel bedeckt wurde. Man stellte Leuchter und gläserne Schalen, die als Ampeln dienten, ringsumher, legte einen Altarstein von Marmor in das Tabernakel, und sodann wurde eine Monstranz von vergoldetem Silber mit der hl. Hostie hineingestellt, um also während der Festtage öffentlich ausgestellt zu bleiben. Allein, am anderen Morgen fand man die ganze Stelle mit Kohlen bedeckt. Vermutlich war des nachts eine der gläsernen Lampen gesprungen und der brennende Docht hatte den Altar angezündet. Nicht nur waren Teppiche, Vorhände und Altartücher verbrannt, sondern auch der Traghimmel bis auf den Teil, der das Hochwürdige bedeckte. Verbrannt war auch der Tisch und das Tabernakel mit seinen Staffeln. Der Altarstein aber, auf dem die Monstranz gestanden, war herabgefallen und zerbrochen. Kurz, alles, worauf sie geruht hatte, war vom Feuer verwüstet worden. Und

[3]) Franz von Sales, Philothea. Nach d. französ. bearbeitet von Vikar J. Moormann, Münster 1837. Seite 411.

sieh! die Monstranz selbst mit den beiden Gläsern, welche die hl. Hostie einschlossen, hatte, vom heftigen Feuer umgeben, nicht die kleinste Beschädigung erlitten, sondern ohne andere Unterstützung als die der Allmacht stand oder vielmehr schwebte sie in freier Luft an ihrer vorigen Stelle. Tausende von Menschen, die aus der ganzen Umgegend nach Faverney eilten, sahen das Ereignis, das ungefähr 33 Stunden fortwährte. Endlich am Pfingstdienstag gegen 10 Uhr, als der die hl. Messe am Hochaltar lesende Priester bei



der Wandlung das hl. Sakrament erhob, hörte alles Volk einen Wohllaut in der Luft wie von einem silbernen Glöckchen, nachdem zuvor eine vor der hl. Hostie brennende Kerze dreimal ohne sichtbare Ursache vor aller Augen erloschen war. Im nämlichen Augenblick fing die schwebende Monstranz an, sich herabzusenken und dann nach einem kurzen Stillstehen sich voranzubewegen bis zu einem Gestelle, das man in einiger Entfernung bereitet hatte, und dort blieb sie stillstehen.

Der Erzbischof von Besancon ließ nach einigen Tagen im Konsistorium die Sache kanonisch-gerichtlich untersuchen. Nach Anhörung von 52 unverwerflichen Augenzeugen ward sie für ein echtes Wunder erklärt und dessen Andenken durch eine angeordnete jährliche Feier im ganzen Erzbistum verewigt."

Also infolge der ununterbrochenen Suggestion glauben selbst hochgebildete Menschen, wie Franz von Sales, an solche Mirakel. Wir sehen darin Rom, das Dr. med. Mathilde Ludendorff mitmeint, wenn sie einmal sagt:

„Die verschiedenen Zweige des Aberglaubens verhalten sich begreiflicherweise ähnlich den Glaubenssystemen. Auch diese pflegen den Zweiflern zu antworten: der oder jene große Mensch war doch gläubig, willst du es besser wissen als er?“ [4])

Um das sich hieraus spiegelnde Bild Roms und den Weg seiner Suggestion und Induzierung noch besser zu zeigen, will ich gleich hier hinzufügen, daß es unter anderen noch folgende uns mehr als nur absonderlich anmutende Feste feiert: Das „Fest der Mirakel Mariens“ (9. Juli), der „Mutter des göttlichen Hirten“ (am 1. Sonntag des Mai), „Maria vom Berge Karmel“ (16. Juli), welches zugleich das Fest des „heiligen Skapuliers“ ist (zweier gesegneter Wolläppchen, die sich der fromme Katholik umhängt); am 8. Dezember ist Mariens „Unbefleckte Empfängnis“, am 8. September — sehr genau berechnet! — ihr Geburtstag, am 21. November ihre „Darstellung“ im Tempel, am 23. Januar ihre Verlobung mit Joseph, am 25. März die „Verkündigung“, am 18. Dezember das Fest der „Geburterwartung“, am 25. Dezember ihre Niederkunft, am 2. Februar ihre „Reinigung im Tempel“, genau nach der hl. Schrift: 7 Tage ist die Frau, die einen Knaben geboren hat, unrein, dann hat sie noch 33 Tage zu Hause zu bleiben, und nun erst wird sie im Tempel nach einen Sühnopfer wieder für rein erklärt (3 Mos. 12, 2 ff). Ganz folgerichtig feiert denn auch die Kirche am 2. Sonntag im Oktober ihre Mutterschaft und erst am siebenten Tage darauf das ihrer „Reinheit“. Hinzu kommt schließlich noch das Fest ihrer „sieben Schmerzen“, ihres „Namens“, ihres „Herzens“, ihres „Rosenkranzes“. Die Mythologie der Kirche ist also noch weit verzwickter und wunderlicher, als selbst der fromme Katholik es ahnt und der gelehrte mystische Symbolprofessor es wahrhaben will. Wie wenig überhaupt alles das Symbol sein soll, sondern als geschichtliche Wirklichkeit gedacht und in die Tatsächlichkeit zu verzahnen gesucht wird, erhellt sehr gut aus dem Heiligenbericht, auf den die Kirche im

---

[4]) „Der Bau der Wissenschaft wird unterhöhlt“. Am Heiligen Quell, 9. Jahr, Folge 7, Seite 205.

Brevier am Feste des heiligen Joachim, des Großvaters Gottes, des Vaters der Maria, ihre Priester verpflichtet. Da wird ausdrücklich der jüdische Stammbaum des Jesus auch mütterlicherseits hervorgehoben[5]), dabei aber auch der des Joseph nicht vergessen. Da man neuerdings die judenblütige Abstammung des Jesus von Nazareth in Zweifel zu ziehen beliebt und alle die, die Jesus nach wie vor für einen Juden halten, Verräter am Deutschtum schimpft, will ich hier, nach der alten Überlieferung der Kirche den Stammbaum geben, wie ihn das Brevier nach dem hl. Johannes von Damaskus „beten" läßt (im August, am Sonntag innerhalb der Oktav von Marias „Himmelfahrt"):

„Levi, aus der Nachkommenschaft des Davidsohnes Nathan, erzeugte den Melek und den Panther. Panther den Barpanther. Barpanther wieder den Joachim, und der erzeugte die heilige Mutter Gottes.

Und wiederum erzeugte Mathan aus der Nachkommenschaft des Davidsohnes Salomon den Jakob. Mathan starb. Und dann übernahm Melek aus der Sippe Nathans, des Davidsohnes, selbst der Sohn des Levi und der Bruder des Panther, die Frau des Mathan, die Mutter Jakobs. Mit ihr zeugte er den Eli. Also hatten Eli und Jakob die gleiche Mutter. Der eine war aus der Familie Salomons, der andere aus der Nathans. Eli nun starb kinderlos. Also übernahm sein Bruder Jakob aus dem Salomonsstamm die (verwitwete) Frau, um ‚seines Bruders Samen zu erwecken'. So erzeugte er den J o s e p h. Joseph war also seinem Blute nach aus der Nachkommenschaft Salomons. Dagegen war sein gesetzlicher Vater Eli aus der Nachkommenschaft Nathans."

Wir sehen, eine Beschäftigung mit den lieben Heiligen bringt eine Menge ganz verschiedenartiger Aufschlüsse, insbesondere über Rom und sein, sagen wir einmal — orientalisches Gesicht. Aber das gehört eben zu dem schillernden, für die Deutsche Seele unfaßlichen Bilde dieser Macht.

Doch nun wieder zu den eigentlichen Heiligen, zu ihren Charakterzügen, die dieses Rom uns als beispielhaft hinstellt. Ich will hier nur einiges anführen, was ich in meiner Schrift nicht ausführlicher

[5]) Die biblischen Geschlechtsregister (Matth. 1 und Luc. 3, 24 ff) geben n u r den Stammbaum väterlicherseits, also von Joseph her.

darstellen konnte. König Ferdinand von Kastilien (1214—1252), dessen Fest die Kirche am 30. Mai feiert, war, geschichtlich gesehen, ein tüchtiger Herrscher, der trotz seines religiösen Fanatismus ein Herz hatte für sein Volk. Was aber ist für Rom das am meisten lobenswerte an ihm?

„Nirgendwo in seinem Lande duldete er die Ketzer", sagt das Brevier, „und mit eigenen Händen schleppte er Holzscheite heran zur Verbrennung der zum Scheiterhaufen Verurteilten."

Und lesen wir aus dem Lob der Königin Elisabeth von Portugal (8. Juli), der Nichte der armen Elisabeth von Thüringen, ruhig heraus, welchen Triumph es Rom bereitet, eine edle Frau sich in den Schmutz erniedrigen zu sehen, und wie es dabei giert nach ihrem Gut:

„Die Königin lebte nur von Wasser und Brot. Als sie einmal krank war und den von den Ärzten verordneten Wein verweigerte, verwandelte sich das Wasser durch Gottes Befehl in Wein. Das ekelerregende Geschwür einer armen Frau zerküßte sie (exosculavit) und heilte es dadurch plötzlich. Um den König zu täuschen, verwandelte sie im Winter das Geld, das sie für die Armen bestimmt hatte, in Rosen... Klöster, Kollegien, Kirchen baute sie nicht nur, sondern stattete sie auch großartig aus."

Als ihr Gatte gestorben,

„wohnte sie in Klarissentracht dem königlichen Begräbnis bei. Kurz nachher reiste sie nach Compostella und brachte für seine Seelenruhe viele Geschenke mit: Seide, Silber, Gold und Edelsteine. Heimgekehrt gab sie alles, was ihr lieb und kostbar war, hin, zu heiliger und frommer Verwendung."

Hier sehen wir auch, was es für Dinge sind, mit denen sich die Phantasie der Heiligen und damit des Christentums und der Romkirche vor allem beschäftigt. Einesteils mit der Mehrung der Kirchenmacht und des Kirchengoldes, dann aber, und das ist bezeichnend, mit allen menschlichen Ekelhaftigkeiten. Diese Schrift bietet Beispiele genug dafür, mit welchem Behagen man den Schmutz und die Zerlumptheit ausmalt, worin diese Heiligen lebten, und viele Seiten der Heiligenleben triefen nur so von Wund- und Geschwüreiter, vor Kot und Unsauberkeit. Der psychologische Grund ist klar: Rom muß alle Werte des diesseitigen Lebens verzerren, als Un-

werte und Verächtlichkeiten hinstellen, damit seine Gläubigen sich nur auf das in allen Phantasiefarben ausgemalte Jenseits richten und damit die Lebensgüter der Welt der Kirche anheimfallen. Dann aber übernahm das Christentum überhaupt die gesamte jüdische Greuelphantasie, die uns ja genugsam bekannt ist. Wahre Orgien werden da gefeiert. Mit größter Freude an der Sache malt man die grauenhaftesten Martyrien aus, die niemals in Wirklichkeit stattgefunden haben. Man berauscht sich geradezu in diesem jüdischen Sadismus und stellt die Heiden als Urheber gräßlichster Quälereien hin, indem man das furchtbare Gesicht des Menschheitmörders Juda sozusagen in die Bilder der Nichtchristen taschenspielerisch hineinkopiert. Erst viel später, als das Christentum zur Macht gekommen, war die Zeit da, in der man beginnen konnte, diese ausgewollüstelten Märthyrerakten als Grundlage des eigenen Prozeß- und Strafrechtes gegen die „Ketzer" zu gebrauchen. Was man sich in den Marterberichten nur erst ausdachte, hat man also später in den Folterkammern zu grausiger Tat werden lassen, wie es der Jude heute noch haßgeladen zu handhaben weiß, dort wo er die Macht dazu hat, wie die Geschichte beweist. Und da ich die ganzen Märthyrergeschichten in ihrer Unwahrhaftigkeit und Greuelhaftigkeit in meiner Schrift übergangen habe, will ich hier nur ein paar wahllos herausgegriffene Beispiele geben, und zwar nach dem Heiligenleben des Jesuiten Vogel: Der hl. Vincentius wurde durch Geißeln mit eisernen Krallen zerfleischt, dann auf einen glühenden Rost gelegt, aus dem spitze Eisen hervorragten und dabei noch von Geißeln zerhauen und mit glühenden Blechen gebrannt. Darauf strich man Salz in die Wunden und schleppte den Heiligen in ein dicht mit spitzen Scherben bestreutes Kerkerloch zurück. Sankt Blasius wurde an einen Pfahl gehängt und am ganzen Leib mit eisernen Kämmen zerfleischt. Die Dorothea spannte man nackt auf die Folterbank und ließ ihr die Lenden mit Fackeln brennen. Der Agatha dichtet man an, ihr seien mit glühenden Zangen die Brüste weggerissen worden, dann habe man sie nackt über Scherben und glühende Kohlen gewälzt.

Alles das nähert sich schon sehr bedenklich der sexuellen Sphäre, die denn auch als solche noch ganz besonders die Phantasie der Heiligen und der Kirche überhaupt „befruchtet". Wir sahen ja schon,

welche Feste Rom feiern läßt, — und es dürfte wohl auf der ganzen Erde keine Religion geben und gegeben haben, die den Geschmack besitzt, den Augenblick der Erzeugung eines Judenkindes und neun Monate später das der erfolgten Geburt zu feiern. Dementsprechend ist denn auch die Phantasie der Heiligen, die mit Vorliebe um das Sexuelle kreist. Ich werde einige Beispiele davon bringen, wie „heilige" Kinder bereits mit fünf Jahren dem himmlischen Bräutigam ewige „Jungfräulichkeit" geloben. Ganz besonders krasse Züge durfte ich natürlich nicht anführen. Deshalb unterließ ich es auch, gewisse Heilige, wie etwa Elisabeth von Thüringen zu nennen. Und hier will ich nur noch ein geradezu unüberbietbares Beispiel für die vergiftende Phantasie Roms und seiner Heiligen anführen. Es handelt sich um eine ganz besonders „geistreiche" „mystische" Deutung der — Beschneidung. Wir „verdanken" sie dem berühmten Kirchenschriftsteller Lactantius. Sie lautet:

„Nam illa carnis circumcisio caret utique ratione, quia, si Deus id vellet, si a principio formasset hominem, ut praeputium non haberet. Sed hujus secundae circumcisionis figura erat, significans nudandum esse pectus, id est aperto et simplici corde oportere nos vivere: quoniam pars illa corporis quae circumciditur, habet quandam similitudinem cordis."

Das ist wahrhaft heilige Phantasie. Und gerade hier fällt uns noch etwas weiteres erschreckend auf bei den Heiligen, etwas, was ihnen fehlt. Sehen wir uns doch nur die unheilige Menschheit an: wie herrlich singt das ewige Gottlied [6]) aus ihr und in ihr! Wie singt es aus den Sprachen, wie klingt es in den Bauten, wie seelengewaltig tönt es in den Musiken Bachs, Glucks, Händels, Haydns, Mozarts und Beethovens, wie hehr leuchtet es in Schillers Versen, wie raunt es in den unsterblichen Werken Wilhelm Raabes, wie göttlich lacht es aus den Seiten Wilhelm Buschs! Welch großartiges Klingen dieses Gottliedes in den ewigen Taten des Feldherrn Ludendorff für sein ewiges Volk! Ein wunder-, wundervolles Lied, dies herrlichste, königlichste, adligste im Leben und Schaffen des sterblichen Menschen: das Bewußtwerden des Göttlichen in ihm!

---

[6]) Zum Folgenden siehe Mathilde Ludendorff: „Das Gottlied der Völker". Eine Philosophie der Kulturen.

Fragen wir uns aber nun: welchen Anteil hat an alledem die höchstgeartete Menschenseele, die sich Kirche und Christentum denken kann, — der „Heilige"? Gar keine. Vor allem fällt uns beim ersten Blick schon auf, daß der Heilige ohne den mindesten Humor ist. Finster wie Verwesung und Grab wandelt er einher, von den Märthyrern an bis zu der ärmlichen Schmutzigkeit und kindischen Sonnenseligkeit eines Franz von Assisi. Die einzige Poesie finden sie in der Ausmalung der „ewigen Seligkeit", aber noch mehr der Höllenqualen, wie Ignatius von Loyola in seinen Exerzitien. Sie heulen und beben vor Jenseitsangst, wie der berühmte Kirchenlehrer Alfons von Liguori [7]). Ein Scherz ist ihnen Sünde und Teufelsversuchung, — vielleicht abgesehen von dümmlichen Klosterspässen, die sie nachher selbst bereuen. Sie glauben in ihren Ekstasen „wundersame jenseitige Musik" zu hören, das Gottlied der diesseitigen ist ihnen „tönende Schelle" und „Eitelkeit der Eitelkeiten". Warum sprach man Anton Bruckner, den kirchengläubigsten der Deutschen Musikanten, nicht heilig? Bruckner war gut und gern so „fromm" wie nicht mancher Heilige es war. Aber seine Musiken bedeuten eben Deutsches, germanisches Gottlied. Und das ist letzten Endes für Rom doch Heidentum, ist sündhafte Welt, und Anton Bruckner hatte wie Mozart und Beethoven allzusehr das Gottlied der Menschheit gesungen, um für die Kirche noch ein Heiliger sein zu können. Der Heilige steht eben, und gerade das macht seine Heiligkeit aus, abseits dieses Gottliedes der Menschheit. Er singt nicht. Er baut nicht. Am liebsten wohnte er überhaupt in einer Höhle. Er komponiert nicht. Er malt nicht. Fra Angelico von Fiesole ist auch nicht heiliggesprochen. Er schlägt auch nicht die Feinde des Vaterlandes. Er hat eben kein Vaterland. Er baut kein Haus und will kein Ahnherr einer Sippe sein, — denn alle göttlichen Werte sind für ihn Unwerte.

Ein weiteres Zeichen des Bewußtwerdens des Göttlichen im Menschen ist das: der Mensch kann lachen. Das Tier nicht. Der Heilige auch nicht. Er kann auch nicht lieben. Er liebt nur sich selbst, seine ewige Seligkeit. Und was damit zusammenhängt. Gottesliebe

---

[7]) Siehe die ausgezeichnete Schilderung dieses Lebens von Dr. med. Math. Ludendorff in „Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche". Ludendorffs Verlag, München.

nennt er das. Und diese Liebe schließe alle, schließe die höchste Liebe zu den Menschen in sich ein. Aber der Mensch mag diese christliche Liebe nicht. Sie ist wie Gallert. Und ist voller Grauen dazu. Nur aus christlicher Liebe hat Rom durch seinen heiligen Peter Arbues die Ketzer foltern und verbrennen lassen. Christliche Liebe war es, die einst die 4500 Sachsen mordete und die Stedinger vertilgte. Christliche Liebe hetzte ganze Völker in Krieg und Not und Tod. Und weit, weit abseits von der Liebe der Heiligen schuf der unheilige Laie die Kultur. Ja, der Laie. Denn Laie heißt zu Deutsch der Mensch aus dem Volke. Diesem Herrenvolke, das aus heiliger Gottschau das Gottlied der Kultur schuf, steht also untätig büßend und psalmensingend das Volk „Gottes", die Heiligen, gegenüber, die das gesamte Erbe Judas angetreten haben. Und ohne weiteres beziehen wir auch auf Rom und seine Heiligen Nietzsches Wort [8]):

„Die Juden, ein Volk ‚geboren zur Sklaverei', wie Tacitus und die ganze antike Welt sagt, ‚das auserwählte Volk unter den Völkern', wie sie selbst sagen und glauben, — die Juden haben jenes Wunderstück von Umkehrung der Werte zustande gebracht, dank welchem das Leben auf der Erde für ein paar Jahrtausende einen neuen und gefährlichen Reiz erhalten hat: — ihre Propheten haben ‚reich', ‚gottlos', ‚böse', ‚gewalttätig', ‚sinnlich', in eins geschmolzen und zum ersten Male das Wort ‚Welt' zum Schandwort gemünzt. In dieser Umkehrung der Werte (zu der es gehört, das Wort für ‚arm' als synonym mit ‚heilig', und ‚freund' zu brauchen) liegt die Bedeutung des jüdischen Volkes: mit ihm beginnt der Sklavenaufstand in der Moral."

Und mit dem Heiligkeitbegriff der jüdischen Christenlehre, fügen wir hinzu, der Sklavenaufstand gegen alle Kultur.

Somit ist die Geschichte seiner Heiligen sozusagen der Weg in das Herz Roms und selbst in den gesichertsten Maschinenraum dieses völkervernichtenden Kraftwerkes. Und wir führen den Leser bei jedem Heiligenbild gleichsam in ein neues Laboratorium der frommen Väter und leuchten dort mit der Laterne bis in jeden Winkel hinein.

Freilich legte mir der Umfang dieser Schrift auch hierin noch die allergrößten Beschränkungen auf. Wenn man erstens bedenkt, daß

---

[8]) Jenseits von Gut und Böse 195.

die Romkirche schätzungweise zehnmal mehr Heilige in ihren Registern führt als das Jahr Tage zählt, so mußte selbst schon das Brevier eine strenge Auswahl treffen. Es hilft sich ein wenig dadurch, daß es zuerst die von der ganzen Kirche unbedingt zu feiernden Heiligen anführt. Dann nennt es noch in einem besonderen Kalender die Lieblingsheiligen einiger Orte, Orden und Länder und endlich im Anhang diejenigen jeder einzelnen Diözese. Für uns kommt noch ein weiteres hinzu: im allgemeinen sind die Heiligenleben ödend gleichförmig. Immer wieder wird von den furchtbarsten Selbstquälereien, von bewahrter Jungfernschaft, von fantastischen Teufels- und Wundergeschichten, von kirchlicher Machtgier, von neuen Ordensgründungen und vor allem von den blutigsten Marthrien berichtet, so daß es sinnlos wäre, selbst wenn der Raum zur Verfügung stünde, alles das immer wieder von neuem anzuführen. Also auch darum wählte ich sorglich aus. Möglichst jeder Heilige sollte ein ganz neues Kirchenfenster beleuchten, jeder uns in einen neuen Arbeitskreis, in neue Laboratorien Roms hineinführen. Da finden wir denn Aufklärung über die verschiedensten Wirkenskreise, nicht zuletzt auch über die brennende Zeitfrage Kirche und Staat. Dann wählte ich die Heiligen auch aus allen Zeiträumen, von der Frühzeit an bis in unsere Tage. Gerade darin sehen wir, daß sich die Kirche gleichblieb wie eine Versteinerung. Es helfen da alle schönen Worte moderner katholischer Schriftsteller nichts. Der geistreichste Jesuit, der heute etwa in seinen „Stimmen der Zeit" einen glänzenden Aufsatz über Frauenwürde und das Mysterium von Mutterschaft und Ehe schreibt, muß doch hinterher im „stillen Kämmerlein" auf das Brevier schwören, das er z. B. am Tage der heiligen Galla (5. Okt.) folgende Worte Papst Gregors „des Großen" anführt:

„Obschon die Welt sie nun heiß lockte, sowohl ihres Vermögens wie ihrer Tugend wegen, eine neue Ehe einzugehen, wählte sie lieber das Los, Gott gebunden zu werden in geistlicher Ehe, die mit Trauer anfängt, aber dann zu den ewigen Freuden führt, als einer fleischlichen Ehe sich zu unterwerfen, die stets mit Freude anfängt, aber ausgeht zu einem Ende mit Trauer."

Allerdings war auch in dieser Beschränkung einige Vollständigkeit bei weitem nicht zu erreichen. So etwa durfte ich nicht die psychologische Geschlossenheit eines Heiligenbildes dem Drange opfern, die

einzelnen Zeichnungen mit den unterhaltsamsten und für den Leser vergnüglichsten Wunder- und Reliquiengeschichten zu würzen [9]) Einen Romspiegel wollte ich geben, kein Heiligenkabarett aufziehen. Daß man mir auch schon so den Vorwurf machen wird, ich habe nicht das mindeste Verständnis für die Zartheiten, für das geheimnisvolle Kräutlein Rührmichnichtan des religiösen Lebens, — das weiß ich. Aber das Gotterleben in Deutscher Gotterkenntnis ist eben wesentlich Anderes als Religion, ist etwas weltenweit von dem Christenglauben verschiedenes, ist etwas unvergleichlich Tieferes und Ernsteres. Dann aber ist diese Schrift auch nicht für gläubige Katholiken geschrieben. Jeder romtreue Katholik, der sie aus Versehen in die Hand bekommt, möge sie weglegen.

Im Übrigen kenne ich das kirchliche Heiligenideal nur zu genau. Es gibt heute manche geistreichen und fast modern anmutenden Untersuchungen darüber. Man macht sich sogar seine Gedanken über die „Versuchungen der Heiligen", und zwar in der für die gebildeten Deutschen Katholiken maßgebenden Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit" [10]). Was da der berühmte Pater Lippert S. J. sagt, sollten wir Deutsche uns sehr gut merken. Er geht von dem Gedanken aus, daß auch noch Heilige unter uns wandeln (wobei er die Menschen Deutscher Gotterkenntnis selbstverständlich ausnehmen wird) und daß man diesen Heiligen alltäglich begegnen kann. O gewiß, wir begegnen ihnen nicht so ganz selten, diesen Heiligen, denn

„der Heilige will die Welt entzünden und gerät dabei in Gefahr, sie zu verbrennen... Christus selbst kam, ein Feuer zu entzünden auf Erden, und was wollte er anders, als daß sie entbrenne? Und das will auch der Heilige. Aber seht, auch der Verbrecher, die Eroberer und die Narren wollen ein Feuer entzünden auf Erden. Der Heilige will das Feuer des Geistes und der Liebe entfachen, die anderen aber das Feuer ihrer Leidenschaft, ihres Hasses und Zornes. So greifen sie schließlich sehr rasch zu brennenden Fackeln und zünden die Häuser und die Länder und selbst die menschlichen Leiber an mit ihren Brandgeräten... Darum wirkt ihr Feuer immer zerstö-

---

[9]) Wer das möchte, dem empfehle ich dringend: Ernst Kämpfer (Karl Itzinger), „Dummheit?", Ludendorffs Verlag, München.

[10]) Band 130, April 1936.



rend. Das Feuer der Heiligen soll nur schaffend, belebend, ausreifend wirken. Es zerstört nichts als den Wahn, die Bosheit und die Torheit, lauter Feinde des Daseins."

Nun, jeder von uns weiß ganz genau, wen Rom und seine Heiligen für „Verbrecher, Eroberer und Narren" ansehen und was sie verstehen unter dem „Wahn" und der „Bosheit" und der „Torheit", die das heilige Feuer der Heiligen zerstören soll. Und was kommt dann, wenn diese modernen Heiligen auf ihre Weise die Welt in Brand gesteckt haben,

„nicht nach der Art der Weltmächte, nicht durch Armeen und Waffen, nicht durch Waffen und Henker" — ?

Wie gewandt der Jesuit mit Interventions-Kriegen und nachfolgender Henkerarbeit spielt! Wie schon der Gedanke ihn berauscht! Ach ja, dann! Wenns auch eine arge Versuchung der Heiligen ist,

„dieses Kommen Gottes einleiten zu wollen durch Einreißen von Häusern oder Reichen, durch Völkerwanderungen und Kreuzzüge!"

O, wie es den Heiligen leckert! Denn

„ist nicht Gott doch zuweilen auf den trüben Fluten von Gewalttat gekommen? Man hat in nicht allzuferner schwerer Vorzeit Menschen gezwungen, der Verkündigung der christlichen Lehre und dem Opfer Jesu Christi beizuwohnen. Man hat es vielleicht gutmeinend getan, aber doch in einem schrecklichen Wahn. Und siehe, diese Menschen, denen man so Gewalt antat, gerieten in den Lichtkreis des gegenwärtigen und opfernden Gottessohnes. Sie spürten in lang-

samer Erwärmung die Schönheit und Tiefe des geheimnisvollen Lebens hinter den schimmernden Gestalten und die zu Herzen gehende Kraft der Wahrheit. So sind sie schließlich freiwillig zu dem Gottesdienst gekommen, zu dem man sie erst gezwungen hatte. Sie blieben mit eigenem Willen in der Kirche, in die man sie gewaltsam hineingetrieben hatte."

Dann wendet der Pater fast schelmisch ein, diese „eifernden Heiligen" seien doch eigentlich keine richtigen Heiligen,
„jedenfalls stehen sie im äußersten Umkreis der heiligen Heerschar, die den Thron Gottes umringt —"

Nun, das ist immerhin schon etwas. Aber der Pater weist dann die ganze Einrede wieder zurück, denn, meint er, diese Heiligen seien „die Donnersöhne, von denen Christus sagt: ‚Ihr wißt nicht, was des Geistes Gottes ist!' Immerhin gehören auch diese Donnersöhne zu den auserwählten Aposteln" [11]).

Und diese heiligen oder halbheiligen Donnersöhne meinen, Gott „sollte zum Beispiel die Zöllner", wahrscheinlich wegen der frommen Devisenschieber, „die Sünder, die Ketzer, die Bösewichter, ganz anders anfassen, viel strenger behandeln, viel deutlicher richten, viel rascher vernichten. Aber von Vernichtung ist schon gar keine Rede; sie werden eher noch gepflegt und geschont von Gott.".

Ja, es ist schon ein Elend! Das neue Deutsche Reich besteht, ohne daß Jahweh mit seinen Blitzen hineingefahren wäre, schon eine ganze Reihe von Jahren, die Deutsche Wehrhoheit ist wieder hergestellt, das linke Rheinufer unter den Waffenschutz des Reiches genommen, Österreich und Sudetenland mit dem Altreich vereinigt [11a]). Und die Heiligen stehen da und ringen ohnmächtig die Hände.

Ich führte das alles so ausführlich an, um an einem ganz neuen Heiligen — (Pater Lippert ist gestorben und wird von seinen Anhängern geradezu als Heiliger verehrt, ja ich weiß von Leuten, die zu ihm beten) — zu zeigen, wie Rom, und gerade in seinen Heiligen, heimlich mit der Brandfackel durch die Hallen des völkischen Deutschland schleicht, genau wie es in allen Jahrhunderten gegen ein freies Deutschland mit „Kriegshetze und Völkermorden" gewühlt hat.

Dafür wird meine Schrift noch weitere Beispiele geben.

---

11) Hervorhebung von uns.

11a) Diese Zeilen wurden 1938 geschrieben.

Einleitend wäre jetzt nur noch eines zu sagen: daß es noch lange kein Zeichen „germanischer Barbarei“ ist, wenn ein Schriftsteller bei der Darstellung der Heiligenleben, selbst wenn er gut katholisch wäre, das zur widerlichen Mode gewordene rührselige Glucksen in Sprache und Ausdruck nicht mitmacht. Wenn er sich rücksichtslos als Feind derer bekennt, die ich die „Bählämmlein-Schreiber“ nennen möchte. Gewiß, ich weiß z. B. sehr wohl, daß selbst völlig kirchenfremde Schreiber, wenn sie etwa über Franz von Assisi reden, auf der Stelle den umbrischen Sonnenstich kriegen, von dem lieben Poverello zirpen — (man muß doch zeigen, daß man italienisch kann!) — und den Mann der fünf Wunden, der Blümelein, der Schwester Sonne und der Schwester Laus anhimmeln und anbimmeln, denselben, zu dem Papst Innozenz III., als er die Franziskanerregel zum erstenmal vorgelegt bekam, gesagt haben soll: „Das ist eine Regel für Schweine, nicht für Menschen!“... Nein, ich halte mich an die Tatsachen. Und wenn ich auch in dieser Schrift, um kein böses Blut zu machen, gerade den Franziskus übergehe, so möchte ich hier doch wenigstens die echt christliche Tatsache aus seinem Leben mitteilen, die unser katholischer Gewährsmann, Herr Hümmeler, mit folgenden bewundernden Worten berichtet:

„Franziskus spricht gelassen das große Wort, das ihn von der Gemeinschaft seiner Sippe trennt: ‚Bisher habe ich Pietro Bernardone meinen Vater genannt, jetzt aber will ich dem Herrn dienen! Von nun an sage ich nicht mehr: Vater Pietro Bernardone, sondern: Vater unser, der du bist in den Himmeln!‘“

Dieses Sippenzerstörende und die anderen Tatsachen des Christenglaubens sind es, auf die es mir hier ankommt. Und ich verzichte gern auf alles „Filigranwerk“ und „Goldgerank“ der Legende.

Sieg der Wahrheit! Der Lüge Vernichtung!

5. Januar

Simeon, der Säulensteher

Das Jahr unseres Kalenders — die Kirche selbst beginnt ihr Jahr vier Wochen vor dem Geburtsfest des Jesus — eröffnet Rom mit einer ganzen Reihe von „Heiligen" aus der Frühzeit des Christentums, die, wie noch der neueste Schilderer dieser Leben sagt, „mit dem Evangelium ernst machen wollten". Da ist am 2. Januar der Einsiedler Makarius von Alexandrien, am 15. der als erster Einsiedler bezeichnete „heilige" Paulus (gest. 343) und am 17. der vielgenannte heilige Antonius, „der Vater der Mönche" (gest. 356), der nach und nach eine Horde von fast 5000 „Einsiedlern" um sich sammelte [12]). Es ist, als wollte Rom hier, am Tore des Jahres, mit „mystischer" Fackel stolz hineinleuchten in die Ursprünge von Kirche und Christentum. Und das gelingt ihm über die Maßen gut. Denn welch furchtbares Bild von dem finsteren, menschheitfeindlichen Gesicht des frühen Christentums, und damit des Christentums überhaupt, erhalten wir durch die Lebensgeschichten dieser Urheiligen. Wir wählten uns als Beispiel den heiligen Säulensteher aus. Daß eine solche Lebensführung auch heute noch eigentlich das Ideal der Kirche wäre, könnte seine Nachahmung nur möglich gemacht werden, erhellt schon aus unserem Gewährsmann H., der von dem Säulenheiligen sagt:

„Sein Leben hat der Wissenschaft manches Rätsel aufgegeben, obwohl es bis in seine Tiefen klar und durchsichtig ist. Die Gelehrten kamen mit der Brille ihrer Vorurteile, rissen den Heiligen her-

[12]) Das waren die gleichen Banden, die sich im Jahre 415 (oder 417) von überallher aus den ägyptischen Wüsten zusammenrotteten und in Alexandrien die schöne heidnische Philosophin Hypatia auf grauenvolle Weise ermordeten: sie rissen sie buchstäblich in Fetzen.

unter vom Altar, auf den fromme Verehrung von Jahrtausenden (!) ihn gestellt hatte, und wollten unter allen Umständen nachweisen, daß er ein Fakir oder ein Irrer sei. Aber er rettete sein Leben und seinen Glorienschein aus ihren unheiligen Händen, und von aller Wissenschaft blieb nichts übrig als das Verlegenheitsschlagwort von dem ‚sonderbaren Heiligen'."

Für die wirkliche Wissenschaft war und ist ein Mensch wie der Säulensteher so wenig ein Rätsel wie Sankt Nimmerlein, und seine Erscheinung an sich findet lediglich ihre Stelle in der Beispielsammlung für Geisteskrankheiten. Eine Unwahrheit jedenfalls ist es, hier von einer halbwegs bekehrten, wenn nicht gar gläubig gewordenen „Wissenschaft" zu reden. Auf ganz anderem Felde eben hat sich die Wissenschaft mit Säulenstehern und ähnlichen Erscheinungen zu beschäftigen. Nämlich nur dort, wo es gilt, zu einem Werturteil über jene Kreise zu kommen, die solche Geisteskranke als Heilige und als, wenn auch zurzeit unerreichbare, Vorbilder hinstellen, nämlich über Kirche und Christentum. Liest man diese gesalbten Loblieder auch nur an, so fällt gleich das Eine auf: hier redet man von den angeblich ewigen, für alle Zeiten, Völker und Rassen gültigen Lebensvorschriften des Christentums:

„Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkauf alles, was du hast, und gib es den Armen —" (Herr H. führt dies Wort der Bibel ausdrücklich an).

Warum aber hält sich nicht ein einziger der geweihten Schreiber auch nur im Entferntesten selbst an solche Forderung? Warum klagt und seufzt man so tiefbewegt aus vollstem Herzen:

„Hätten wir nur selber alle dieselbe eiserne Konsequenz des Denkens, dieselbe Willenskraft, wie dieser ehemalige kleine Bauer aus Syrien?" (H.).

Wahnwitziger Gedanke, sich auszumalen, wie es wäre und wie es um Erde und Menschheit stünde, wenn wir sie alle hätten, diese „eiserne Konsequenz"! So etwas mit auch nur einem Anflug von Ernst ausgesprochen zu haben, trauen wir nicht einmal dem weltfremdesten Mönche zu. Aber das ist es ja eben: es kommt der Kirche ja in keiner Weise auf dies völlige „Ernstmachen mit dem Christentum" an. Nein, diese immer wieder breit und wirkungvoll herausgestellten Lebensgeschichten der „lieben Heiligen Gottes" haben nur

den einen Sinn und Zweck: dem Christen tagtäglich einen neuen Fall von Herauserlöstheit vor Augen zu führen, ganz dem Leitgedanken des Christentums entsprechend:

„Du hast uns herauserlöst mit deinem Blute für Jahweh aus jeder Art von Volk, Stamm, Sprache und Nation" (Off. 5, 10).

Und die Kirche folgt da dem ganz richtigen Werbegedanken: lieber hundertfach zu dick aufgetragen, als nur um eine Linie zu dünn. Denn semper aliquid haeret, — etwas bleibt immer hängen. Und dies Etwas genügt, weil es sich in unzähligen Millionen häuft und vervielfältigt zu einer Unsumme von „Weltgleichgültigkeit", bestünde im einzelnen Falle diese Gleichgültigkeit auch nur ein paar sauer verdienten Fünfmarkstücken gegenüber, die der Einzelne für Messen oder Kirchensteuern anlegt, statt sie zur Sippen- und Volkserhaltung zu verwenden. Denn nicht nur diese, sondern sämtliche Herauserlöstheit des Volkes münzt sich ganz selbsttätig um zu sehr „weltlichen" und geldlichen Vorteilen der Organisation, des römischen Männerbundes. Über jedem Heiligenleben der Kirche könnte das als Leitwort stehen.

Und somit folgt nun das Leben des Säulenstehers Simeon, das übrigens in allem, abgesehen natürlich von den Wundern, geschichtlich gut bezeugt ist.

Hören wir zunächst, was Climacus, der das Leben der Wüstenheiligen einen vollen Monat lang beobachtete, über ihre Lebensart sagt:

„Einige flehen mit gen Himmel gerichteten Augen, mit Seufzen und Winseln, um Barmherzigkeit; andere, mit auf den Rücken gebundenen Händen, halten sich nicht für würdig, den Himmel anzuschauen in der Angst ihres Gewissens; andere sitzen auf der Erde in Asche, verbergen ihr Gesicht zwischen die Kniee, schlagen den Kopf gegen den Boden; andere heulen laut wie bei dem Tod geliebter Personen, andere machen sich Vorwürfe, nicht Tränen genug vergießen zu können. Ihr Körper ist, wie David sagt, voll Geschwüre und Eiter; sie mischen ihr Wasser mit Tränen und ihr Brot mit Asche. Ihre Haut hängt an den Knochen, vertrocknet wie Gras. Man hört nichts als: Wehe! Wehe! Vergebung! Barmherzigkeit! Einige wagen kaum, ihre brennende Zunge mit ein paar Tropfen Wasser zu erfrischen, und kaum haben sie einige Bissen Brot ge-

nossen, so werfen sie das Übrige von sich im Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Sie denken nichts als Tod, Ewigkeit, Gericht! Sie haben verhärtete Kniee, hohle Augen und Wangen, eine durch Schläge verwundete Brust und speien oft Blut. Sie tragen schmutzige Lumpen voll Ungeziefer, gleich Verbrechern in Gefängnissen oder wie Besessene; einige baten, sie ja nicht zu beerdigen, sondern hinzuwerfen und verwesen zu lassen wie das Vieh."

Das war also die geistesgestörte Gesellschaft, zu der auch der Säulensteher gehörte. Dieser Simeon, geboren um 390, lief, furchtbar beeindruckt von den evangelischen Buß- und Armutbefehlen, die er einst in der Kirche hörte, seinen Eltern davon in eine Eremitengesellschaft, wo er sieben Tage auf die Erde hingestreckt liegen blieb, ohne das mindeste zu essen oder zu trinken. Dann wanderte er wieder zu einer anderen Gesellschaft, wo man ihn auch ohne weiteres aufnahm und ihm vor allem einmal ein wenig die Psalmen beibrachte, was unser Gewährsmann H. in folgenden buntgefärbten Worten mitteilt:

„Dort beugte er seine Stirn über die schöngemalten Handschriften vom Leben und Sterben des Menschensohnes, die ihm der greise Abt Heliodor erklärte, und buchstabierte schweratmend die gewaltigen Prophezeiungen und Bußrufe der alttestamentlichen Propheten".

Wofür der arme Junge, der bisher lediglich die Ziegen gehütet hatte, eigentlich büßen sollte und wollte, bliebe schleierhaft, wenn es nicht die katholischen Autoren ausdrücklich sagten:

„Er wollte Gott für die Laster seiner Zeit und besonders für die Sünden der üppigen Stadt Alexandrien" — die damals fast ganz christlich war! — „Genugtuung bieten."

Sehen wir also nun einmal zu, welcher Art diese Bußübungen und Opfer sind, die den Juden- und Christengott so ungeheuer ergötzen, daß er darüber allerlei Ärger wegen der bösen Sünder vergißt: die anderen Einsiedler aßen zweimal in der Woche, Simeon dagegen machte Gott das Vergnügen, nur einmal zu essen, und zwar lediglich einen Teller Linsen. Einige Zeit später fand er am Brunnen „ein aus Palmfasern gedrehtes altes Seil. Das wand er sich um den nackten Leib, daß es tief in das Fleisch einschnitt. Natürlich entstanden dort bald Entzündungen, Eiterungen und Geschwüre, durch deren unausstehlichen Geruch man sich veranlaßt sah, ihn zu unter-

suchen. Drei Tage lang hatte man die Kleidung um den Leib herum aufzuweichen, die durch das geronnene Blut ganz steif geworden war, ehe man entdecken konnte, daß das Seil tief im Fleische steckte. Der Arzt hatte tiefe Einschnitte zu machen, ehe er es herausnehmen konnte. Abt und Mönche standen", wie H. sagt, „einem solchen ungestümen Eifer, den sie wohl billigen, aber nicht teilen konnten, ratlos gegenüber, und da sich Simeon durch seine außergewöhnlichen Bußübungen außerhalb der Mönchsdisziplin gestellt hatte, gab Heliodor ihn ganz frei und entließ ihn mit Segenswünschen".

Simeon wanderte nun — es dauerte 50 Tage, bis er genesen war —, weiter und ließ sich dann, es war zu Beginn der Fastenzeit, bei dem Dorfe Tell Neschin, in eine Zelle einmauern. Die ganzen vierzig Tage beschloß er, um Jesus vollkommen nachzuahmen, ohne die geringste Nahrung zuzubringen. Doch der Vorsteher der in der Nähe befindlichen zweihundertköpfigen Einsiedlergesellschaft „gab ihm zehn Brote und einen Krug Wasser mit, damit es nicht den Anschein gewänne, als wollte er Gott versuchen. Nach Verlauf dieser vierzig Tage fand man den ‚Heiligen' anscheinend tot in seiner Höhle liegen, neben sich die zehn Brote und den noch gefüllten Wasserkrug."

Dies Wasser war merkwürdigerweise trotz der Wüstenhitze nicht verdunstet. Nun, man brachte Simeon doch noch zu sich, er aß ein paar Lattichblätter und war wieder wohlauf. Drei Jahre blieb er jetzt noch in diesem Loche, das er dann verließ, um auf den Gipfel des Berges zu steigen.

„Er verschloß sich dort in ein von rauhen Steinen aufgeführtes, dachloses Gemäuer, das ihn weder gegen die Regengüsse noch gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützte. Um dem Entschlusse, an diesem Orte zu bleiben, unveränderlichen Bestand zu geben, ließ er eine eiserne Kette machen und deren eines Ende an seinem Fuß, das andere an einen dicken Stein befestigen. Melitus, Chorbischof von Antiochien, der ihn in diesem Zustande sah, stellte ihm vor, daß nur Tiere solche Ketten nötig hätten, dem Menschen aber, um ihn in diesem Gemäuer festzuhalten, genüge der durch die Gnade unterstützte gute Wille. Simeon sagte kein Wort dagegen und ließ die Kette gleich abfeilen." Man sieht, er war schon ziemlich bekannt geworden. Bis in seine Einsiedelei", sagt H., „folgten ihm die heils-

begierigen Scharen, drängten sich in sein Gebet und seine Bußübungen und plagten ihn bei Tag und Nacht."

Da kam er denn auf einen pfiffigen Gedanken, oder, wie unser frommer Gewährsmann, Herr H. sagt, er verfiel

„auf einen rettenden Ausweg, der zugleich auch seine Askese ins Heroische steigerte",

nämlich er ließ sich eine etwas über zwei Meter hohe Säule errichten, auf welche er sich stellte wie eine Statue, und, um sich in aufrechter Stellung zu erhalten, ließ er sich an einen dazu angebrachten Pfosten binden. Auf dieser Säule vegetierte er vier Jahre. An deren Ende war seine Narrheit wieder um einige Grade gestiegen, und er ließ sich eine Säule von fünf, dann eine von acht und endlich eine von zwölf Metern Höhe bauen.

„Die einundzwanzig letzten Jahre seines Lebens", sagt Pater Vogel, „wohnte er auf dieser letzten Säule. Er war auf dem nur meterbreiten Säulenkopfe jeder Witterung ausgesetzt, konnte weder sitzen noch liegen und genoß nur dadurch einige Erholung, daß er sich bisweilen an das oben angebrachte Geländer lehnte."

Die Mutter des Heiligen hatte ihn bereits 27 Jahre betrauert, als sie endlich hörte, welch ein berühmter Mann ihr Sohn geworden. Sie wallfahrtete also zu seiner Säule, „und mit tränenvollen Augen schaute sie zu dem lange vermißten Sohne empor. Mit inniger Rührung sprach er zu ihr: ‚Sei ruhig, Mutter, in der Ewigkeit sehen wir uns wieder!' Und als die Mutter vor seinen Augen starb, betete er für sie zu Gott, und siehe! der Leichnam regte sich, Schweiß trat aus den Poren und der Mund lächelte." (Vogel, S. J.).

Und wenn nun die kirchlichen Schreiber mit großen Worten und beinahe über ihr eigenes Pathos gerührt erzählen, wie aus dem ganzen Morgenlande die Karawanen nach Tell Neschin wanderten; wie Könige, Kaiser, Fürsten, Araberscheichs und Erzbischöfe kamen und um den Rat des Säulenmannes baten, so möchte ich das doch lieber durch andere Gründe, die den Vorzug verblüffender Natürlichkeit haben, erklären. Einmal wäre selbst in unseren schnellebigen Tagen so ein hartnäckiger Säulensteher (bekanntlich betreibt man jetzt in Amerika einen ähnlichen Sport, das Baumsitzen!) ganz gewiß eine große Anziehung für die meisten Reisenden. Von hundert Autofahrern würden gewiß neunzig gern einen Umweg von einigen

Fahrstunden machen, um so ein Weltwunder zu sehen und zu photographieren. Damals kam aber noch etwas anderes hinzu. Man hörte sich nämlich auch seine Predigten und Katechismuserklärungen an, ließ sich von ihm segnen, und das taten selbst heidnische Karawanenreisende, Scheichs und sogar der damalige König von Persien. Nun, die Lösung liegt auf der Hand: noch heute hält man vielfach im Orient die Geisteskranken für heilig und ihre wirren Reden für von Gott eingegeben. Wie viel mehr also früher! — So einfach ist die Sache zu verstehen.

Aber lassen wir nun den Pater Vogel weiter berichten:

„Der Herr gab auch zu erkennen, daß ihm die Lebensweise des Heiligen wohlgefällig sei“ (welch ein sonderbarer Gott muß das sein!), „denn neben der Gabe Wunder zu wirken, verlieh er ihm auch die Gnade, künftige Dinge vorauszusehen. Simeons Weissagungen, daß große Dürre einfallen und darauf Hunger und Pest folgen, daß die Heuschrecken außerordentliche Verwüstungen anrichten würden, gingen genau in Erfüllung. Einstmals überkam ihn der Gedanke, er habe genug gebüßt, um den Himmel verdient zu haben, und schon hob er, im Begriffe, die Säule zu verlassen, den Fuß auf. Erst aber wollte er noch einmal beten, und da gelangte er zu besserer Einsicht. Er erkannte die Eingebung des bösen Geistes und verdammte in heiligem Eifer (!) seinen Fuß, die Säule nie wieder zu berühren. Er hielt ihn fortan stets ausgestreckt, fastete noch strenger als bisher und neigte —“ (bei ausgestrecktem Fuße!) — „sich täglich viermal so tief, daß sein Haupt die Zehen berührte.“

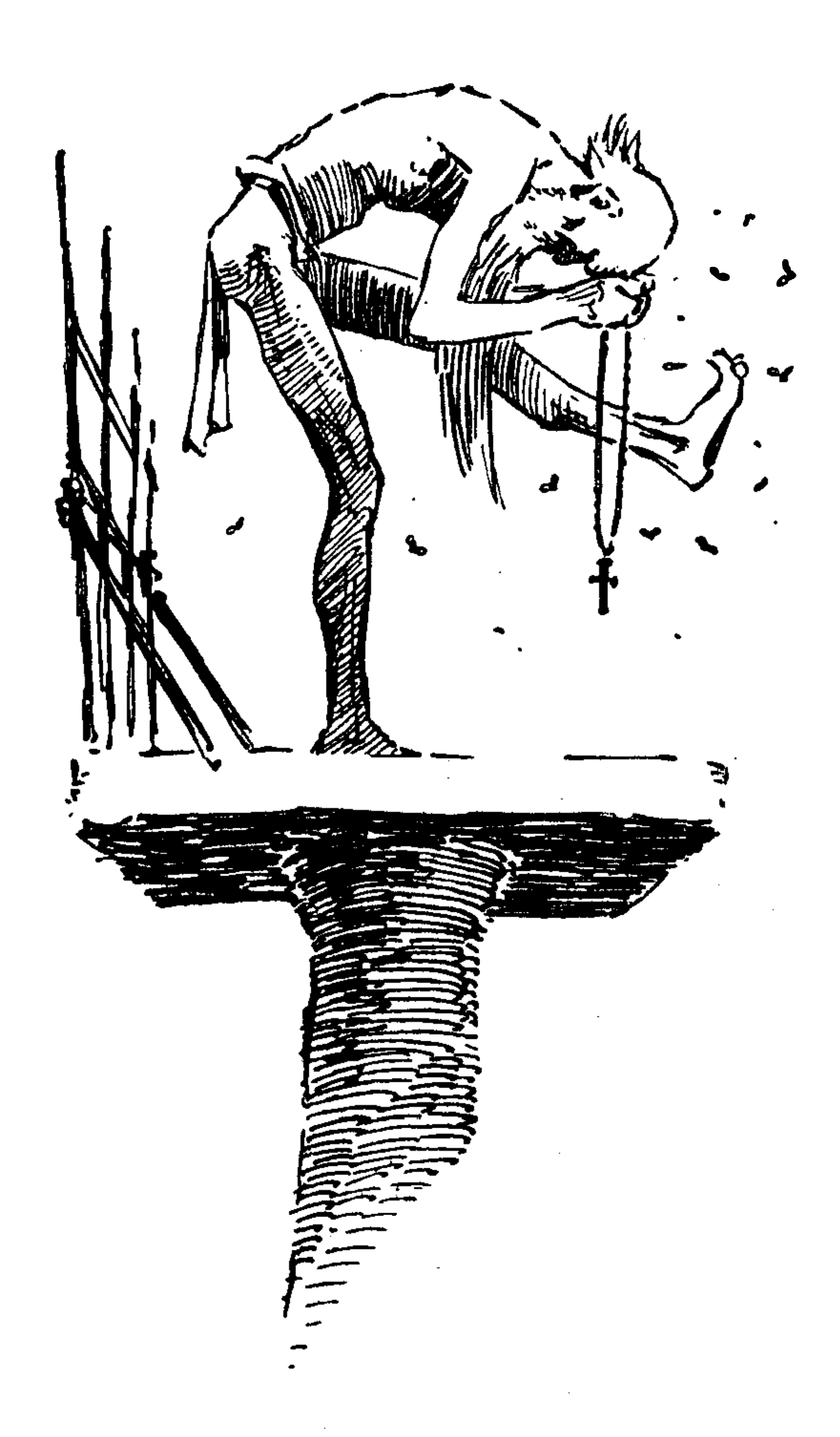
Angeblich hat er das unverbrüchlich gehalten. Denn sein Fuß fing an aufzuschwellen, brach auf, bedeckte sich mit Geschwüren, und die Geschwüre wieder mit Schmeißfliegen, und wimmelten bald von Maden.

„Er aber trug alles mit Geduld und ohne Murren, bis ihn der Herr zur ewigen Belohnung abrief.“

Dieses Sterben war, wie H. meint, „von einer tragischen Größe gezeichnet“, und ging so vor sich: eben wollte er die große Menge der Neugierigen unter seiner Säule segnen, und er machte seine gewohnte tiefe Verbeugung, da blieb er auf einmal in dieser Haltung. Drei Tage lang hat die Menge da gestanden und ausgeharrt, bis er die Gnade habe, sich zum Segen aufzurichten. Das dauerte endlich

einem seiner Schüler zu lange. Er stieg also auf die Säule und fand den Alten tot. Der Tote befahl ihm noch an, in aller Heimlichkeit schleunigst zum Bischof von Antiochien zu schicken, und der kam denn auch rechtzeitig, mit einer ungeheuren Anzahl von Mönchen, ehe sich die Landbewohner der Leiche noch hätten bemächtigen können.

Das war Simeon Stylites, der Säulenmann in der „bezwingenden Macht seines heiligen Lebens", wie H. noch 1934 schreibt.



11. Februar

Maria Fidelis Weiß

Die Heiligsprechung dieser kranken Nonne durch die römische Kirche steht noch aus. Trotzdem nenne ich sie hier, wie es auch unser Gewährsmann H. in seinem für den Katholiken unserer Zeit, „der Zeit des Umbruchs", wie er sagt, geschriebenen Buche tut. Denn, so meint er,

„der heldische Gedanke, das Sichtbarmachen und Hineintragen eines großen Vorbildes in unser Alltagsleben hat in unseren Tagen erhöhte Bedeutung gewonnen."

Das heißt also, klipp und klar: die katholische Aktion will ein Gegengewicht schaffen gegen das Deutsche, das völkische Heldentum, weist doch der religiöse „Held" hinaus über sich selbst und sein Volk „auf die ewigen Kräfte und Wahrheiten, aus denen der Einzelne und aus denen ein Volk lebt".

Sehen wir sie uns also kurz an in einer ganz „modernen" Heiligen — die römische Heiligsprechung wird nicht lange auf sich warten lassen — diese „Wahrheiten, aus denen ein Volk lebt" und dieses „große Vorbild", gerade dieses, denn hier verfängt die gewöhnliche Ausrede nicht: andere Zeiten, andere Heiligen und andere religiöse Ideale, und an den krankhaften Nonnen des Mittelalters könne man nicht die Heiligkeit der Neuzeit messen.

Schwester Maria Fidelis hieß mit ihrem „Weltnamen" Eleonore Weiß. In Kempten im Allgäu wurde sie 1880 als Tochter eines Schneidermeisters geboren. Genau wie ihr Vater, der schon 1882 an der Schwindsucht starb, war sie kränklich.

„Ihr lebhaftes Temperament verbarg die inneren Ängste, Skrupel und Versuchungen, die sie heimsuchten; aber der äußere Eindruck dieser kindlichen Seelennot war doch eine übergroße Empfind-

lichkeit, die ein langwieriges Augenleiden noch steigerte, das ihr den Blick in die schöne Gotteswelt trübte und sie auf die Welt der Gedanken und religiösen Werte lenkte" (H.).

Sie war noch nicht aus der Schule, da hatte sie schon allerlei Gesichte und lange Zwiesprachen mit Jesus, „in denen sie Trost, Aufmunterung und Belehrung erhielt" (H.).

Mit vierzehn Jahren kam sie als Verkäuferin in einen Laden, wo sie, wenn keine Kundschaft zu bedienen war, „sofort in jene Entrückung versank, in der nur das Wort des Heilandes zu ihr drang".

Schließlich trat sie zu Reutberg in das Kloster der Franziskanerinnen ein, und da waren ihr

„die harte Arbeit in Küche, Keller und Garten, die vielen Fasttage, das beständige Stillschweigen außer der Erholungstunde noch nicht streng genug für den ‚mächtigen Sühnegedanken', der sie beherrschte. Sie kam ins Kloster als eine schon vollendete, ... und doch fühlte sie sich zeitlebens als die letzte und geringste aller Mitschwestern, als ein ‚Lumpele-Mensch', das die schlechtesten Habits auftrug, sich geduldig schelten ließ und ohne einen Laut der Klage neun Jahre lang die schwersten Arbeiten mittat, obwohl die Körperkräfte versagten. Sie hatte bei der Profeß am Aloisiustage des Jahres 1904 den Namen ‚Maria Fidelis' erhalten."

Das ist ein alter Brauch in fast allen Orden der Kirche: durch Annahme eines neuen Namens das Herausgelöstsein aus Blut und Heimat auch äußerlich zu beurkunden. Auch feiert die Kirche als Festtag ihrer Heiligen nicht den Tag ihrer Geburt in Volk und Heimat, sondern den Sterbetag, als den Tag der eigentlichen Geburt ins Jenseits, auf den das ganze Leben nur die Vorbereitung sein soll.

Hören wir aber nun weiter:

„Trotz der Überlastung mit körperlicher Mühsal lud sie sich noch andere Bußwerke auf, verzichtete auch bei grimmigster Kälte auf einen Mantel, widerstand wochenlang den heftigsten Durstqualen, aß nur das, was ihr nicht schmeckte und — verbrannte die Briefe ihrer Angehörigen, ohne sie zu lesen[13]) —" genau also nach den bekannten bewußt sippenzerstörenden Anweisungen des neuen Testamentes.

---

[13]) Hervorhebungen von uns.

„Aus Ehrfurcht vor dem allgegenwärtigen Gott tat sie alle Arbeit stehend. Aus Ehrfurcht vor den Armen aß sie nur mit dem Löffel, weil auch die Armen an der Pforte nur einen Löffel erhielten."

Das war ihr äußeres Leben. Und wenn wir nun von dem inneren lesen, so bekommen wir wieder ein geradezu erschütterndes Bild nicht nur von der erkrankten Seele der Nonne, sondern vor allem von dem Scheingotterleben der Christen und von der furchtbaren gottunwürdigen Gottvorstellung; wohl ist ja jede Vorstellung des Göttlichen unwürdig, aber auch hier gibt es verschiedene Grade. Die christliche ist die unwürdigste. Und dahinein schattet nun noch die grauenhafteste Dämonenwelt. Daß im übrigen sehr deutliche politische Anspielungen auf das neue Deutschland nicht fehlen, ist dabei selbstverständlich. Man höre:

„‚Lieben und Leiden' war schon der Grundsatz der Novizin. Je mehr sie von der körperlichen Arbeit entlastet und mit dem Unterricht an der Klosterschule betraut wurde, um so flehentlicher bat sie den Heiland um innere Leiden zur Sühne für die Gottlästerungen und unreinen Sünden der Welt. Sie wurde erhört. In den Jahren 1908—1911 und während des Weltkrieges fand sie sich von jeder geistigen Tröstung verlassen. Furchtbare Kämpfe und Versuchungen erschöpften ihren Leidensmut, sie marterte sich ab wie eine Büßerin und blieb doch nach außen fröhlich, gleichmäßig und zu jedem Dienst bereit. Sobald die Prüfung zu Ende war, machte sie dem Gekreuzigten mit ausgebreiteten Armen ein neues Sühneangebot..."

„Angebot!" Ja, bei diesem Gott muß man schon in der Sprache des Kaufmanns reden! Und Gott?

„Wiederum sandte er ihr ein paar Tropfen aus dem Kelch seiner Leiden. Sie kämpfte für Sterbende, die sie überhaupt nicht kannte, den Todeskampf mit, viele Stunden lang, bis der Kranke Reue und Leid erweckt hatte und als Gotteskind gestorben war. Oder sie rang mit dem Satan um die Seele eines Abgefallenen ein schmerzliches, verzweifeltes Ringen, das sich namentlich in den Tagen der Fastnacht zu einer seelischen Folter steigerte. Als mit dem Ende des Weltkrieges die Freiheit der Kirche und der christlichen Schule in höchster Gefahr schwebte, wachte und betete die einfache Schwester aus den bayerischen Bergen Tag und Nacht um die Abwendung dieses nationalen Unglücks."

Den letzten Satz muß man ein paarmal lesen. Uns ist es doch, als habe der Abgeordnete des allerheiligsten Zentrums, Herr Racken, 1918 gesagt:

„Wir vom Zentrum haben die Revolution gemacht!"

Und Herr Erzberger? Im übrigen scheint der fromme Heiligenbiograph gar kein Empfinden dafür zu haben, daß 1918 bereits ein „nationales Unglück" geschehen war. Und die Freiheit der Kirche von ihrem politischen Machtwillen sowie eine echte Deutsche Schule würden uns noch heute als sehr großes nationales Glück erscheinen!

Nun, der Leser weiß jetzt, warum ich auch einmal eine ganz „zeitgemäße" Heilige herausgriff. Und er weiß jetzt, was Rom als Vorbild unserer Deutschen Jugend ansieht und als „die Kräfte, aus denen ein Volk lebt".

Unter den Katholiken Deutschlands nennt man sie heute schon die „deutsche Theresia vom Kinde Jesu", — das ist nämlich jene französische Heilige, zu deren Feier 1937 Herr Pacelli als päpstlicher Legat nach Lisieux kam und sich dort mit der sogenannten Volksfront anbrüderte, die ebenso kulturfeindlich ist wie — das Christentum.

24. Februar

Dominika Klara Moes

Hätte diese kranke Frau nicht im vorigen Jahrhundert gelebt, sondern in dem unseren, so hätte die Kirche sie und ihr Streben ganz gewiß und ohne weiteres schon zu ihren Lebzeiten anerkannt. Insofern also ist ihre Geschichte ein gutes Beispiel für den immer rascheren Rückgang römischer Denk- und Urteilfähigkeit, für dieses immer unaufhaltsamere Absinken von Kirche, Geistlichkeit und Volk in immer größere Leicht- und Wundergläubigkeit. Mit anderen Worten: das römische Christentum in Deutschland ist fast am Ende einer Entwicklung angelangt, die etwa 1814 mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens einsetzte und die darauf hinzielt, alles aus dem Christentum und aus dem Christenleben in Deutschland auszumerzen, was noch als Überrest und Erbe der sogenannten „Aufklärungszeit" gelten könnte, das heißt: alles irgendwie vom Germanischen hineinverirrte Freiheit- und Urteilstreben. Noch 1870, beim vatikanischen Konzil, war es möglich, daß deutsche Bischöfe in aller Schärfe der geplanten dogmatischen Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit entgegentraten. Und selbst wenn sie nachher ihre Einsprüche zurückzogen, — heute wäre nicht einmal der Widerspruch mehr denkbar. So hat sich die Kirche zu ihrer alten, finsteren Urvergangenheit zurückgefunden, und das vor allem durch den Jesuitismus. Denken wir nur, es geschähe heute, was selbst um die Jahrhundertwende noch möglich war: daß ein hochangesehener Theologieprofessor, wie einst Hermann Schell, der doch selbst aus dem jesuitisch geleiteten Collegium Germanicum hervorging, seine Stimme erhöbe gegen die Anmaßung und den unerträglichen Machtwillen der Gesellschaft Jesu! So etwas läßt sich gar nicht mehr vorstellen. Ebensowenig wie die öffentlichen

Anklagen, die der berühmte englische Kardinal Manning gegen die Jesuiten schleuderte. Heute ist es eben der Kirche gelungen, auch jeden Rest von germanischem Mannesstolz bei den Ihren zu brechen. Denken wir dabei noch an die strenge kirchliche Judengesetzgebung des Mittelalters, so müssen wir feststellen: Rom ist heute völlig in seine liebe Heimat, nach Juda, zurückgekehrt.

Und ebenso wäre das Hereinnehmen einer Dominika Klara Moes in ein für den „modernen" und „gebildeten" Katholiken bestimmtes Heiligenbuch noch vor einigen Jahrzehnten unmöglich gewesen. Jetzt dagegen ist es für unseren Herrn Hümmeler kein Wagnis mehr, diese offensichtlich geisteskranke Nonne mitten unter die größten und anerkanntesten „Heiligen" zu stellen. Er weiß eben genau: die immer mehr noch verjesuitende Kirche wird mit der amtlichen Heiligsprechungsmaschinerie bald nachfolgen.

Anna Moes, 1832 in Bous in Luxemburg geboren, war schon als Kind — nun, was denn nur? tief fromm? heilig? nein: sie war natürlich — krank, sie hatte ein schweres Augenleiden.

„Wohl nie," erzählt unser Gewährsmann H., „hat sie nach Kinderart mit den Buben und Mädchen ihres Alters gelacht und umhergetollt. Selbst eine geregelte Schulbildung blieb ihr versagt. So wuchs sie fern von den anderen Kindern einsam auf, die schmerzenden Augen in eine dunkle Zimmerecke gekehrt. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Gemüts- und Vorstellungsleben des Kindes sich in dieser Einsamkeit eine ganz neue, wunderbare Welt schuf."

Das heißt in diesem Falle: schon als Kind war sie so krank, daß sie Halluzinationen bekam.

„Anna Moes sieht den Schutzengel seit den frühesten Kindertagen leibhaftig vor sich, er lehrt sie beten, verlangt von ihr strikten Gehorsam, bereitet sie auf die Sakramente der Beicht, Kommunion und Firmung vor und führt sie sogar in die Kunst des betrachtenden Gebetes ein."

Nun wurde es immer schlimmer. Es kamen neue Halluzinationen, — der kirchliche Berichterstatter sagt: Schauungen —, vor allem eine, bei der sie sich „mystisch" mit Jesus verheiratete. Außerdem gingen noch eine ganze Menge anderer Phantome, wie der Okkultist sagen würde, bei ihr ein und aus; so kam ihr Gemahl mit der Dornenkrone, ihre Schwiegermutter und zahlreiche andere Heilige. Eine Wallfahrt



zum „heiligen Rock" nach Trier gab ihr das Augenlicht wieder, wie Herr H. erzählt. Und dann legt er Wert darauf, folgendes festzustellen:

„Kräftig und rotbackig, ohne eine Spur von Nervenerkrankung, half sie der Mutter in Küche, Stall und Weinberg."

Inzwischen war ihr Bruder zum Priester geweiht worden und nahm seine Schwester Anna als Haushälterin zu sich. Er hatte anscheinend keine Ahnung, wie es um ihren Geist stand und

„er wußte nicht, daß sie fast nichts aß, daß sie viele Nächte betend durchwachte, einen eisernen Bußgürtel trug und in ihrem ungeheizten Kämmerchen mit dem Kiesmörtelboden vor Frost erstarrte. Er wußte nicht, daß sie mit überwachen Sinnen die Qualen der Armen Seelen

mitlitt und wie Antonius der Einsiedler oder wie der Pfarrer von Ars" — der ebenfalls im 19. Jahrhundert gelebt hat und heiliggesprochen wurde! — „in Stunden der Versuchung die körperliche Nähe der Dämonen spürte und mit ihnen bis zur Erschöpfung rang."

Beim geringsten Anlaß stellten sich diese Halluzinationen ein.

Ihr Beichtvater, der Redemptorist P. Romi, glaubte zuerst nicht an den göttlichen Ursprung dieser „Geschichte", die sie ihm, wie Herr H. sagt, „auf höhere Weisung hin anvertraute"; jedenfalls hatte ihr Mann das befohlen. Aber dann hat sie dem Pater angeblich Tatsachen und Erlebnisse ins Gedächtnis gerufen, die nur er allein kennen konnte. Daraufhin duckte er sie dann durch noch strengere „Bußen und Demütigungen", hieß sie aber auch, alle ihre „religiösen Erlebnisse" aufzuschreiben.

Bald geschah denn auch etwas Besonderes,

„als sich ihr in der Fastenzeit des Jahres 1860 nach heftigem Leiden im Miterleben der Passion die Wundmale einprägten".

Die hielt sie aber geheim, und am Ostermorgen gab ihr Jesus persönlich den Befehl,

„ein Kloster im ursprünglichen Geist des heiligen Dominikus zu gründen", —

woraus also unzweifelhaft hervorging, daß sich die Dominikaner recht weit von diesem ursprünglichen Geiste entfernt hatten. Das war ja nun bitter. Und Dominika Klara, wie sie sich jetzt nannte, hatte von nun an keine guten Tage mehr. Sie pachtete einen verfallenen Gutshof vor der Stadt Luxemburg und gründete dort ihr Kloster, vorläufig nur mit einer Freundin, erst 1868 waren sie zu fünfen, und arm wie die Kirchenmäuse. Von den Luxemburgern wurden sie als die „Betschwestern von Limpertsberg" ausgelacht, und dann verbot ihnen sogar der Bischof noch die Aufnahme weiterer Nonnen,

„untersagte den mündlichen oder schriftlichen Verkehr mit ihren Seelenführern; jeder Priester wurde verfehmt, der ihre Beichte hörte".

Erst 20 Jahre später war die Entwicklung so weit gediehen, „daß ein bischöfliches Schiedsgericht erklärte, ihre Aufzeichnungen und ihr Lebenswandel seien einwandfrei" — also man erkannte ihre Halluzinationen als göttlich an — „und der Zweck, den sie anstrebte, sei ein guter" (H.).

Von den kirchlichen Behörden dann noch durch besondere Vertrauensbeweise unterstützt, lebte sie noch elf Jahre lang,
„eine Zielscheibe für den Hohn der luxemburgischen Freigeister".

Ja, diese bösen Freigeister! Gibt es eine größere Schande für die Deutsche Sprache als die, daß das schöne Wort: Freier Geist zum Schimpfwort wurde?

Nun, fast fünfzig Jahre ist die Moes jetzt tot.

„Die meisten Schwestern entdeckten erst bei der Entschlafenen die Wundmale",
und jetzt braucht man sich wirklich nicht allzusehr über allzu viele Freien Geister mehr zu beklagen.

4. März

Der heilige Kasimir

„St. Kasimir ist der jugendkräftige Geist eines Volkes, das noch an seine katholische Mission glaubt" — sagt H. von diesem jungen polnischen Prinzen. Das ist richtig. Kaum ein Heiliger genießt in Polen jetzt noch diese Verehrung unter dem Volke, wie Kasimir. Sein Leben wird uns also Aufschluß darüber geben, wie sich — noch heute! — die Kirche die „katholische Mission", sagen wir lieber Sendung, eines Volkes denkt. Wohlgemerkt: eines Volkes, nicht etwa seiner Führer. Denn Kasimir ist nie ein politischer Führer des polnisch-litauischen Volkes gewesen. Obschon er Kronerbe war, kümmerte er sich nicht im mindesten um die etwaigen Pflichten und Aufgaben eines Kronprinzen. Sein zukünftiges Reich und dessen Wahrung, sein Volk und dessen Erhaltung, — alles das war ihm völlig gleichgültig, wie eben das Vaterland dem Herausserlösten überhaupt nicht nur eine Nebensache, sondern ein Nichts zu bedeuten hat. Gerade darum also wird Kasimir von der Kirche dem Volk, diesem polnischen „patriarchalischen Bauernvolk" (H.) als Vorbild hingestellt. Allen Nachrichten zufolge scheint somit der Junge etwas dümmlich gewesen zu

sein, wie ja auch der Ausdruck „patriarchalisches Bauernvolk" weiter nichts ist als ein salbungsvolles Gleichwort für kulturell und geistig zurückgeblieben. Bei Kasimir hat die stete Beschäftigung mit der christlichen Mythologie, insbesondere die überschwängliche Marien-„minne" jener Zeit schon frühzeitig den Geist des Kindes verwirrt.

„Schon als Junge pflegte er" — sagt das Brevier, „seinen zarten Körper mit einem rauhen Bußgürtel zu zähmen und durch andauerndes Fasten auszumergeln. Die Weichheit eines königlichen Lagers verschmähte er und schlief auf dem harten Boden. Und heimlich ging er in tiefster Nacht an die Pforten der Kirchen, wo er, auf die Erde hingestreckt, um Gottes Barmherzigkeit flehte."

Man liest hier klar heraus, wie es bei diesem Bericht dem kirchlichen Schreiber so recht aus Herzensgrund dünkelt. Drum versucht auch der moderne Bearbeiter diese Erniedrigung des Prinzen ein wenig zu übertuschen:

„Man hörte von den Hofbeamten," sagt H., „daß er sich oft sogar des Nachts erhebe und sich die Kapelle aufschließen lasse, um mit seinem Gott allein zu sein."

Wir halten uns indes lieber an das amtliche Brevier und stellen fest: katholische Sendung des einfachen Volkes ist, nachts im Schmutz vor verschlossen Kirchen zu liegen, — wenn nicht körperlich, so doch zum mindesten seelisch. Selbstverständlich will man damit beileibe nicht nur das „Beten im stillen Kämmerlein" und das „Alleinsein mit Gott" herausstellen, — nein, es geht auch im Massenbetrieb: denn diesen Kasimir

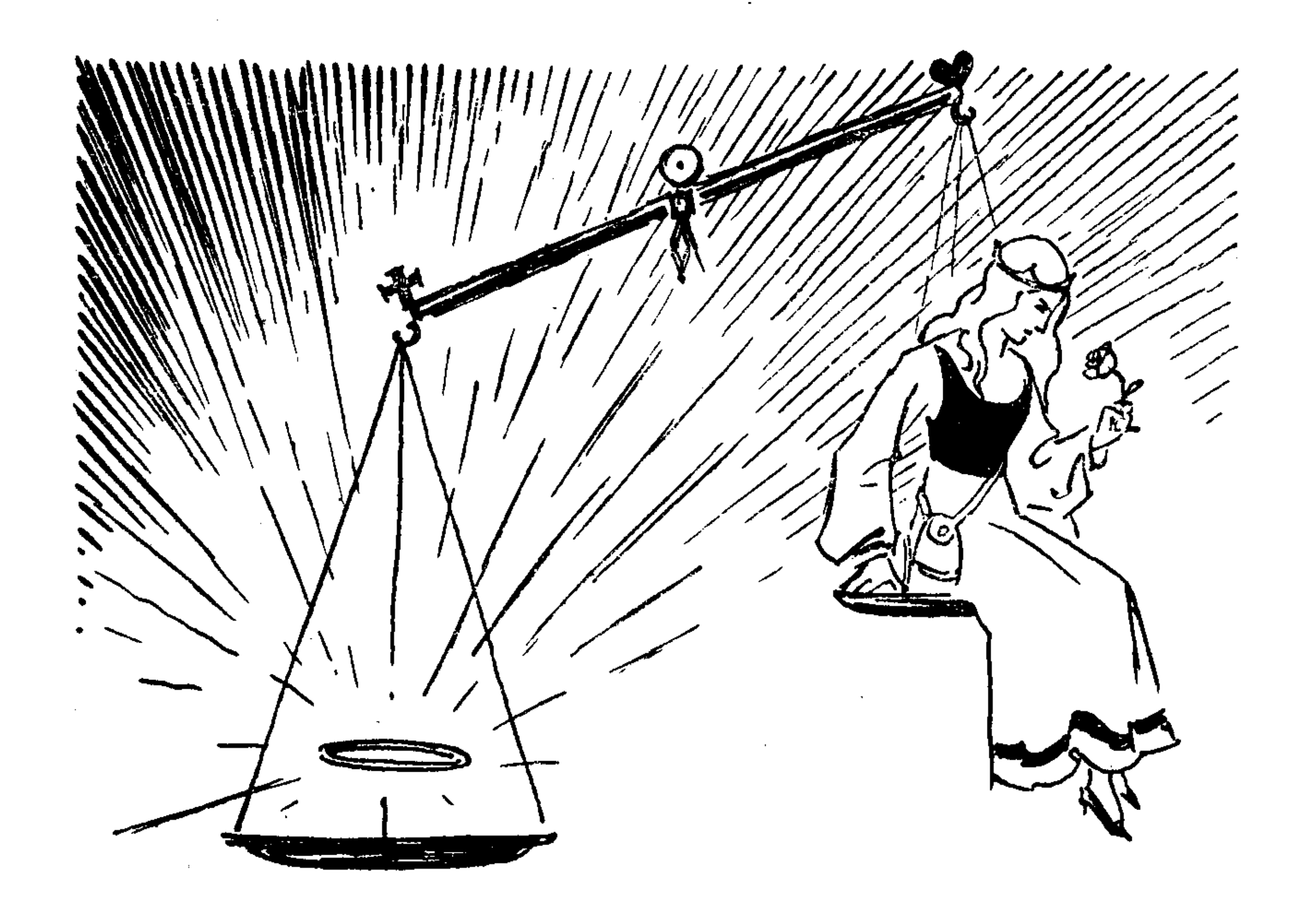
„sah man oft versunken vor dem Altare knieen, unbekümmert um das Kommen und Gehen der Beter", (H.), und das Brevier fügt hinzu: „Der feierlichen Messe pflegte er beizuwohnen mit einem so auf Gott gerichteten Sinne, daß man ihn oft wie außer sich sah."

Ein guter Ausdruck, der treffend das induzierte Irresein umschreibt, zumal da das Brevier auch noch den Grund dafür angibt:

„Unablässig betrachtete er das Leiden Christi",

und noch genauer berichtet H.:

„Die Erzählungen der Evangelisten und die Betrachtungen der Väter über die Passion auf Golgatha machten auf das Gemüt des Knaben einen so erschütternden Eindruck, daß er mit wahrer Inbrunst am Opferleiden des Herrn teilnehmen wollte."



Es geht also um das Leiden, — und das ist bezeichnend für fast alle Heiligen Roms. Weniger die Lehren als die Blutberichte des neuen Testamentes gewinnen Gewalt über ihre Seelen, die dann für jede Arbeit im Volke verloren sind. So bestand auch die ganze kronprinzliche Tätigkeit Kasimirs darin, daß er

„den Armen und Unterdrückten gegenüber mildtätig und barmherzig war" (B.);

und dann — hier sehen wir den unduldsamen Fanatiker—,

„brachte er seinen Vater dazu, ein Gesetz zu erlassen, daß die Schismatiker" — ruthenische Orthodoxe — „keine neuen Kirchen bauen und die alten verfallenden nicht ausbessern dürften."

Zur Abrundung des Bildes von diesem Volksheiligen fügen wir nur noch hinzu, daß er — aber wir müssen hier schon dem unnachahmlichen Wortlaut des Breviers folgen —

„seine Jungfräulichkeit, die er seit seiner Wickelkindzeit unversehrt bewahrte, noch am letzten Ende seines Lebens tapfer behauptete. Als ihn eine schwere Krankheit befiel, beschloß er standhaft, lieber zu sterben, als — nach dem Rat der Ärzte — seine Keuschheit aufzugeben."

Doch verdeutlichen wir diesen Bericht noch durch seine Wiedergabe bei Pater Vogel S. J. Denn gerade diese Zeilen mit ihrer unsäglichen Verachtung und Verhöhnung von Minne und Ehe möchten wichtig sein für den Deutschen Leser: Kasimir

„wurde im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters von einer Krankheit befallen, die den erfahrensten Ärzten trotzte. Sie gestanden ein, ihre Kunst erschöpft zu haben, beisetzend, nur ein Mittel gäbe es, das Rettung bringen könnte, — der Prinz, wolle er genesen, müsse zur Ehe schreiten. Kasimirs bleiche Wangen überflog bei diesem Vorschlag eine Röte heiliger Entrüstung, und er rief: ‚Lieber sterben, als die Keuschheit brechen! Und wenn ich nicht nur ein sondern tausend Leben zu verlieren hätte, so wollte ich lieber alle diese als die jungfräuliche Reinheit einbüßen'!"

Ja, in wie großartiger Weise ist die Stellung der Frau durch das Christentum gehoben worden!

Nun, Kasimir starb also bereits mit fünfundzwanzig Jahren, 1483. Und diesen gleichen frühen Greisentod muß selbst das jüngste Volk sterben, das solch krankhaften Herauserlösten nacheifert.

Immerhin aber ist die Volksseele gewaltiger, als die Kirche es je sich vorgestellt hat.

22. April

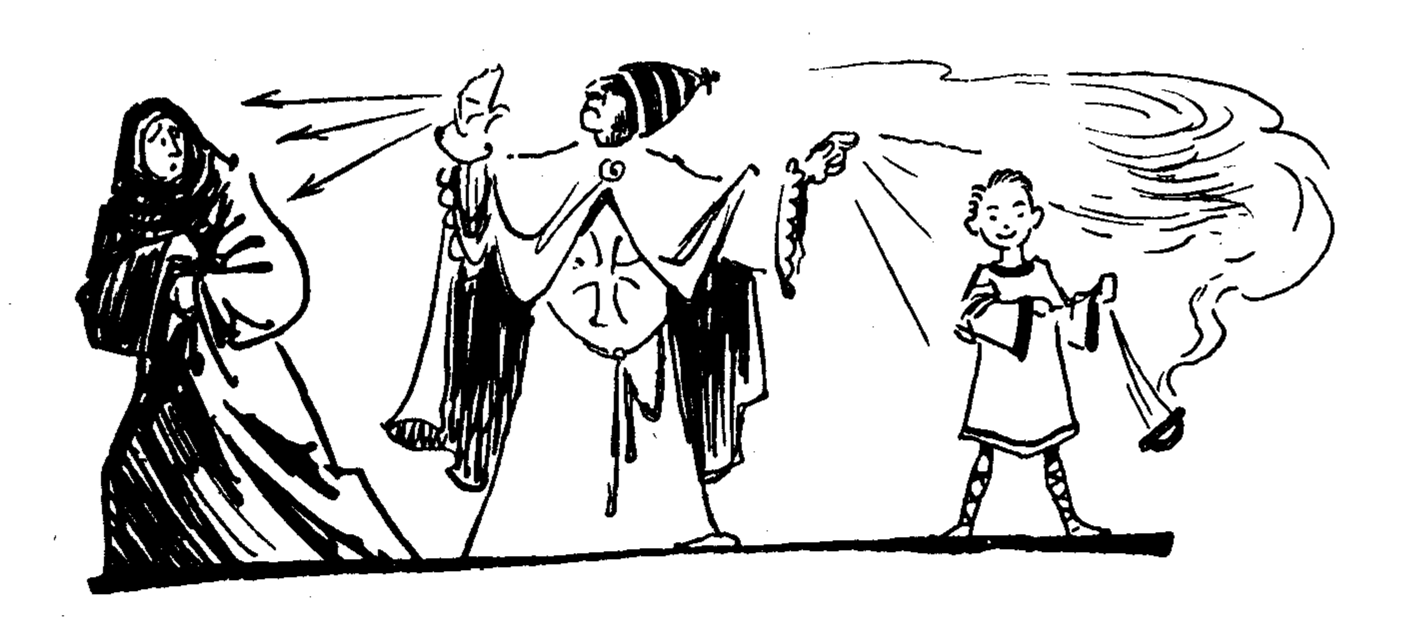
Der heilige Papst Soter

Wenn das Brevier die „Päpste", also die römischen Bischöfe der christlichen Frühzeit erwähnt, so kann es natürlich nicht viel von den Leben und Schicksalen berichten. Statt dessen führt es dann gern die wichtigsten Verordnungen an, die dieser oder jener „Papst" der kirchlichen Überlieferung nach erlassen hat. Um davon ein Beispiel zu geben, nenne ich hier den Bischof Soter (168—177).

Ob dieser römische Bischof seinen Namen schon von Haus aus trug, wissen wir nicht. Aber bei der sprichwörtlichen „Demut", die

bekanntlich seit jeher die „Nachfolger der Apostel" auszeichnete, scheint es sehr wohl möglich zu sein, daß dieser römische Priester sich erst, als er den „Stuhl Petri" bestieg, den Namen Sotér beilegte. Sotér heißt nämlich Heiland. Nur wenige Zeilen berichtet das Brevier über diesen „Papst", der unter dem milden Kaiser Marc Aurel den Märthrertod gestorben sein soll. Soter war es angeblich, „der die unwiderruflich heilig zu haltende Verordnung gab, daß die geweihten Jungfrauen weder die heiligen Gefäße berühren und auch nicht herangezogen werden dürfen zum Räucherdienst in der Kirche".

Das heißt also: nicht einmal die Nonnen, die doch an sich schon unendlich höher stehen als andere Frauen (und die es in der Zeit des Soter noch gar nicht gab), dürfen sich auch nur dienenderweise dem Altare nahen: eine Nachricht, die nicht etwa, um den heiligen Papst Heiland zu ehren in das priesterliche Stundengebet aufgenommen wurde, sondern lediglich um den geistlichen Dünkel zu stärken und insbesondere um den Tiefstand und die Unwürdigkeit der Frau erneut festzustellen.



24. April

Der heilige gute Raubmörder

Heute feiert die Kirche das „festum sancti boni latronis", des „heiligen guten Raubmörders", also des einen der beiden Verbrecher, die nach dem Bericht des neuen Testamentes zugleich mit Jesus von Nazareth am Pfahle [14]) hingerichtet wurden. Leider fand ich nirgendwo das Lasterleben dieses Heiligen bis zu seinem seligen Hinscheiden beschrieben. Wir wissen auch nicht, wo seine heiligen Gebeine ruhen. Ich muß mich also darauf beschränken, aus dem Brevier vom 24. April wenigstens einige Worte zum Preise dieses Gottseligen hierherzusetzen.

„Vor diesem Raubmörder ist ja niemandem der Himmel versprochen worden. O welche wunderbare Angelegenheit!"
— so jubelt die Kirche! Also mit anderen Worten: Glaube nur, und ein ganzes Mörderleben wird dir verziehen!

„Den Panzer des Glaubens zog ihm der Herr an, und er verherrlichte ihn! Und er krönte ihn an den Pforten des Paradieses!"

Und weiter betet die Kirche:

„Und es liebte ihn der Herr, und er verhalf ihm zur Ehre. Mit dem Gewand der Glorie schmückte er ihn! Halleluja!"

Dann läßt die Kirche ihre Priester unter anderem auch folgendes Stück aus einer Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über unseren heiligen Raubmörder beten, wobei wir voller Bewunderung feststellen, mit welcher Feinsinnigkeit das etwas rauhe Handwerk des

---

[14]) Wir wollen hier bemerken, daß es im neuen Testament das Wort „Kreuz" gar nicht gibt. Stets heißt es „Pfahl". Es ist also immer statt „der Gekreuzigte" zu übersetzen „der Gepfählte". In allen germanischen Sprachen der Frühzeit heißt es statt „Kreuz" immer „Galgen" (gotisch galga).

Galgenvogels mit seiner Bekehrung in Beziehung gesetzt wird; Chrysostomus, zu Deutsch „Goldmund", war ja einer der hervorragendsten Redner der alten Kirche, und in der Tat: hier sind Perlen der Rhetorik, die uns beim Nachschmecken gleichsam auf der Zunge schmilzen.

„Ich weiß," sagt der Heilige, „auch vor mir hat man bereits über den Raubmörder gepredigt. Aber Gottes Wort kann man eben in dem verschiedensten Sinne betrachten. Dieser Raubmörder erhandelt sich vom Pfahl weg sein Heil. Dieser Raubmörder stiehlt sich das Himmelreich. Der (göttlichen) Majestät tut er Gewalt an, und nicht durch seine eigene Tugend zwingt er sie, sondern durch den Glauben. Der Herr hat es ja selbst gesagt: Das Himmelreich leidet Gewalt! Und die Gewalt brauchen, die reißen es an sich!"

Hier ist uns die letzte Erklärung gegeben für die schauerlichen Mord- und Bluttaten der ganzen christlich bestimmten Weltgeschichte, hier in diesem „ersten Heiligsprechungprozeß der Kirche", — denn als solchen bezeichnen gern und mit Recht die Theologen jenen biblischen Bericht vom guten heiligen Räubersmann.

Benedikt Josef Labre



Ich sagte es schon einmal: die Kirche hat auch „moderne“ Heilige, die selbst unserer Zeit noch etwas zu sagen haben. Wir brauchen uns nur unter den in neuester Zeit erst heiliggesprochenen umzusehen. Denn wenn „moderne“ Päpste jemandem die „Ehre der Altäre zuerkennen“, dann wollen sie zweifellos gerade den Zeitgenossen etwas damit sagen. Beschäftigen wir uns also mit dem heiligen Benedikt Josef Labre. 1748 in Amettes geboren, zeigte er schon als kleiner Junge nicht die mindeste Freude an kindlichen Spielen. Mit zwölf Jahren kam er zu seinem Oheim, der Pfarrer war und ihn in den Anfangsgründen der „Wissenschaften“ unterrichtete. Das heißt, er brachte ihm ein wenig Latein und das Lesen bei. Im übrigen war Benedikt ein guter Junge, dessen ganze Sorgen die scharenweis umherziehenden „Armen“ waren. Bei einer schweren Seuche pflegte er die Kranken und hütete und fütterte für die darniederliegenden Hirten das Vieh, bis er schließlich auch selbst von der Krankheit ergriffen wurde. Doch bald genas er wieder und setzte sein gewohntes Leben in einer Weise fort, daß er, wie das Brevier sagt, „bald den Namen eines Engels verdiente“. Dieser Engel wollte natürlich Priester werden, aber ein plötzlicher Schwund seines Gedächtnisses machte ihn zum „Studium“ der Theologie unfähig. Immerhin fühlte der arme Geisteskranke, daß er — ich folge hier dem Brevier —,

„seit langem schon zu einer strengeren Lebensführung berufen sei. Er verbrachte also seine Tage in hartem Fasten oder er aß nur

trockenes Brot. Den kurzen Schlaf für seine müden Glieder hielt er auf nackten Holzstangen, Holzklötze waren sein Kopfkissen. Dann pflegte er sich oft zu geißeln und viele Stunden lang knieend vor dem allerheiligsten Sakrament zu beten. Endlich glaubte er, von Gott für ein noch härteres Leben im Kloster bestimmt zu sein, versuchte es also erst bei den Trappisten, dann bei den Karthäusern, endlich bei den Cisterciensern. Aber seines zarten Körpers wegen und der Leiden, die er sich zugezogen, wies ihn ein Kloster nach dem andern ab."

Unser Gewährsmann H. erklärt das und weist damit ohne es zu wollen auf die geistige Erkrankung des Mannes hin:

„Immer", sagt er, „waren so qualvolle Versuchungen und Seelenängste über ihn gekommen, daß er wieder geflohen oder von den Oberen entlassen worden war."

Wir sehen: seit zweitausend Jahren lernte man im Christentum nichts hinzu, und noch heute sieht man in der Geisteskrankheit, genau wie das neue Testament, eine Art „Besessenheit", jedenfalls aber Versuchungen, also unmittelbare Einwirkungen des scharf persönlich gedachten Teufels.

Nun, Labre ließ sich dadurch nicht beirren. Denn

„Gott fügte es", sagt das Brevier, „daß der selige Jüngling in harter Nachfolge des Kreuzes Christi mitten unter dem Volk zum Schauspiel werden sollte für die Welt, für Engel und Menschen. Nachdem er nämlich in heißem Gebet um Gottes Erleuchtung gefleht, gab ihm eine innere Stimme klar zu verstehen, er müsse den mühseligen Weg des hl. Alexius einschlagen und ein sehr hartes Leben als heiliger Wallfahrer führen."

Nun, sehen wir uns dieses „Schauspiel für Engel und Menschen" an: mit zweiundzwanzig Jahren beginnt Labre loszuziehen, von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort, von einem „Heiligen"-grab zum andern. Keine derartige „Gnadenstätte" gab es, die er nicht öfter besucht hätte. Er landstreicherte so durch ganz Frankreich, Deutschland, Polen, Ungarn, Italien, Sizilien, Spanien, — in verlumpten Kleidern, einen speckigen Filzhut auf dem Kopfe, einen Strick umgebunden, mit zerrissenem Schuhwerk, verlaust und verdreckt — ich folge hier wörtlich meinen kirchlichen Quellen! —, einen Rosenkranz um den Hals und ein Messingkreuz auf der Brust. Nie wechselte er die Kleider, hielt brennende Hitze, Winter und Regenzeiten aus,



schlief unter freiem Himmel; er mied die vielbegangenen Wege, „um sein Seelenheil nicht in Gefahr zu bringen", — obschon ihn sicherlich keiner auch nur mit der Feuerzange angefaßt hätte. Zu alledem schleppte er noch stets einen schweren Sack mit Steinen auf dem Buckel mit sich, „damit er sich die Beschwerlichkeiten des Landstreichens noch vergrößerte" (B.).

Immer wieder kam er auf diesen Fahrten nach Rom zurück, wo er, nach dem Brevier,

„mehr ein himmlisches Leben als das eines Wanderers führte. Meist war er ohne Dach, trug stets nur seinen zerlumpten Anzug, stillte seinen Hunger mit weggeworfenen Abfällen oder suchte sich etwas aus dem Misthaufen heraus. Seinen Durst löschte er mit Wasser oder er ärgerte ihn obendrein noch mit Essig. Er starrte vor Schmutz und Läusen, und wenn ihn darob die Leute auslachten, ertrug er das in standhafter Freude."

In Rom lief er natürlich von Kirche zu Kirche. Und ansonsten bettelte er, aber, wie H. sagt,

„nie auf Vorrat. Erhielt er mehr, als er im Augenblick für die Wegzehr brauchte, so teilte er das Almosen sofort mit dem nächsten

Bettler, ohne zu vergessen, die Gabe mit einem frommen Spruch zu würzen."

In Rom ist Labre denn auch, 35jährig, gestorben. Und wirklich, man muß seinem frommen Biographen schon recht geben:

„Er war eine lebendige Predigt gegen Aufklärung und Unglauben".

Wer sich jetzt noch aufklären läßt, dem ist eben nicht zu helfen.

Leo XIII., der „geistvolle", „moderne" Papst, sprach den großen Mann heilig, der sicherlich im Himmel zum Patron der Landstreicher ernannt wurde.

25. Mai

Papst Gregor VII.

Die romfreie Geschichtschreibung nennt diesen Papst gern den „heiligen Satan". Und doch tut sie ihm bitter unrecht. Gregor konnte und durfte als Papst nicht und in keinem Falle anders handeln, als er gehandelt hat. Wer seine Taten verurteilt, wie wir alle es tun, muß zugleich Kirche und Christentum verneinen, bis zum letzten Buchstaben, sonst hat er nicht das mindeste Recht, an Gregor zu mäkeln. Ihrer ganzen Anlage nach, dem Gesetz ihres Aufbaues und ihrer Lehre folgend, muß die Kirche die Weltherrschaft für sich verlangen. Tut sie das nicht, dann ist sie sich damit selbst untreu geworden, sie gibt sich und ihre Zukunft auf. So lange also nur noch ein einziger Buchstabe des alten und des neuen Testamentes in den Seelen der Menschen Geltung hat, mögen sich die Menschen auch mit keinem Wort über die „Anmaßung" von Christentum, Kirche und Papst beklagen.

Aber bei Gregor VII. kommt noch etwas anderes hinzu: die tragische Stellung der Deutschen Könige, vor allem seit dem frühen Tode des gewaltigen Konrad II., der plötzlich, in der Blüte seiner Mannesjahre, für Rom „zur rechten Zeit" starb. Er allein, der größte Staatsmann des Mittelalters, hätte es fertig gebracht, das Reich wieder zu voller Selbstherrlichkeit zu führen. Aber es folgte ihm der zwar tüchtige doch streng kirchlich gesinnte Heinrich III. Und während unter seinem Vorgänger das Reich in der Königsgewalt die großartigste innere Machtfülle besessen hatte, ließ Heinrich die Stellung des Königtums sinken und sinken. So richtete er die von Konrad sozusagen von der Deutschen Landkarte weggewischten selbstständigen Herzogtümer wieder ein. Mußte er doch die Hände frei

haben, um nach Italien hin wirken zu können. Viel wichtiger eben als das Heimatland waren ihm Christentum und Kirche. Und er, der Deutsche König, war es, der die Kirche vor dem sicheren Untergang rettete. Selbst die romhörige Geschichtschreibung hat sich ja daran gewöhnt, jenes Jahrhundert das saeculum obscurum, das für die Kirche „dunkle Jahrhundert" zu nennen. Hätte Heinrich Rom damals in Ruhe gewähren lassen, — die Weltgeschichte hätte wohl eine ganz andere Wendung genommen. Aber er war ein unbedingter Anhänger der Reformen von Cluny, die volle Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verlangten und scharf das Recht des Deutschen Königs bestritten, die Bischöfe und Äbte, die ja zugleich Reichsfürsten waren, zu ernennen. Zugleich forderten sie die Ehelosigkeit auch der Weltpriester. Indessen herrschte in Rom selbst eine Wirrnis ohnegleichen. Drei Päpste zugleich stritten sich um den „Stuhl Petri". Da griff Heinrich zu und, um die Kirche zu retten, jagte er kurzerhand alle drei Päpste davon, an deren Stelle er nacheinander Deutsche Bischöfe setzte, Gregor VI., einen strengen Mönch von Cluny, den Lehrer des späteren Gregor VII.; dann Klemens II., Damasus II. und endlich Leo IX. Gerade mit diesem letzteren hat er dem Reiche einen Strick geknüpft. Denn Leo, als fanatischer Cluniazenser, begann sofort mit aller Kraft seines germanischen Hartschädels die Reformgedanken von Cluny in der ganzen Kirche in die Tat umzusetzen. Und Heinrich erkannte gar nicht, daß diese anscheinend rein religiösen Forderungen die ungeheuerlichsten politischen Folgerungen nach sich ziehen mußten. So hatte er mit seinen selbstherrlichen Papsternennungen zwar die Kirche gerettet, die Macht des Reiches aber zu untergraben begonnen. Und Rom, sowie es sich nur einigermaßen wieder aufgerichtet hatte, schickte als ersten Gruß an den Deutschen König dies: man entzog ihm den Einfluß auf die Besetzung des „heiligen Stuhles" und bestimmte, daß der neue Papst von nun an lediglich durch das Kardinalkollegium zu wählen sei. So hatte nun König Heinrich selber daran mitgeschafft, den Thron des Papstes über den seinen zu stellen. Und Gregor VII., auch einer der finstern, aber persönlich untadeligen Cluniazenser, ging nur den Weg, den ihm der Deutsche König mit eigener Hand gebaut hatte. Wer wollte ihn darum tadeln? Tadeln müssen wir den König, weil er sich von dem Christentum seinen ganzen Sinn hatte

vernebeln lassen für die staatspolitischen Notwendigkeiten der Zeit. Und die Kirche, die er vor dem Untergang bewahrt, begann nun an dem Untergang des Reiches zu werken. Das war Roms christliche Pflicht und zugleich sein — Dank an Deutschland.

Daraus können die Deutschen heute noch lernen.

Und wenn ich nun nach der kirchenamtlichen Quelle in ganz groben Umrissen Gregor VII. zeichne, so zeichne ich den „Heiligen". Das heißt, den Papst, dessen Handeln die Kirche so restlos anerkennt, daß sie heute noch alljährlich an seinem Gedenktage alle ihre Priester feierlich verpflichtet, diesen Bericht zu lesen, ja „betend" zu lesen. Denn Gregors Ziele sind auch fast tausend Jahre nach seinem Tode noch die unabänderlichen Ziele Roms, wenn man sie auch, als im Augenblick nicht zeitgemäß, der Öffentlichkeit gegenüber bis auf bessere Tage zurückstellt. Rom pflegt eben in Jahrhunderten zu denken.

Deutschland aber „leider" neuerdings auch.

Das Brevier beginnt:

„Papst Gregor VII., vorher Hildebrand, geboren zu Savona in Toskana" — er war Langobarde —, „ragte unter allen hervor an Gelehrsamkeit, Heiligkeit und überhaupt an Tugenden aller Art. Und so wurde er zu einer wunderbaren Leuchte der ganzen Kirche Gottes. Als Junge spielte er einst bei einem Handwerker, der Hölzer zurechtschlug. Und da, berichtet man, hat er, obschon er noch nicht lesen und schreiben konnte, aus weggeworfenen Spänen, indem Gott die Hand des Knaben führte, die Worte jener Prophezeiung Davids zusammengesetzt:

‚Herrschen wird er von einem Meer bis zum andern',

wodurch bedeutet werden sollte, daß er die höchste Machtfülle auf Erden haben würde. Schon als Jüngling schmerzte ihn furchtbar, daß die Freiheit der Kirche von den Laien —" gemeint ist natürlich der Deutsche König — „unterdrückt wurde und daß die Moral der Geistlichkeit derart gesunken war."

Die Priester waren eben samt und sonders verheiratet, und das fing jetzt Rom an, als unmoralisch zu betrachten. Hildebrand trat nun in das Kloster Cluny ein, und bald berief ihn von dort der ehemalige Cluniazenser Leo IX. nach Rom, wo er ihm die Reform des Klosters St. Paul anvertraute. Kurze Zeit darauf machte

er ihn zum Kardinal. Und jetzt schon begann Gregor als Legat am französischen und Deutschen Hofe, sein politisches Wirken im Sinne der Machterneuerung Roms.

Lassen wir nun das Brevier fortfahren:

„Nach dem Tode Alexanders II., im Jahre 1073, wurde er wider seinen Willen und trotz seines Kummers einstimmig zum Papst gewählt. Und nun leuchtete er wie eine Sonne im Hause Gottes. Denn mächtig in Werk und Wort gab er sich mit solchem Eifer daran, die kirchliche Zucht zu erneuern, den Glauben zu mehren, die Freiheit der Kirche wieder herzustellen, die verderblichen Irrlehren auszurotten, so daß man sagen kann: seit den Zeiten der Apostel hat es keinen Papst gegeben, der für die Kirche Gottes mehr gearbeitet, mehr gelitten und heftiger für ihre Freiheit gekämpft hätte."

Diese Machtkämpfe, insbesondere gegen den Deutschen Kaiser Heinrich IV., sind ja bekannt genug, und ich brauche sie hier nicht von neuem zu schildern, besonders da ich weniger Gregors geschichtliche Gestalt zeigen will, sondern deren kirchliches Bild, das von neuem erfüllt zu sehen, gerade jetzt wieder höchste Sehnsucht Roms ist[14a]). Immerhin will ich einige weniger bekannte Aussprüche und Forderungen Gregors im Wortlaut hier nennen, Sätze, die alle sozusagen zittern und schäumen vor christlicher Gier nach Macht. Zuerst einige Punkte aus den 27 Sätzen des sogenannten Dictatus Papae von 1074:

„1. Allein die römische Kirche ist von Gott gegründet.
2. Allein der römische Papst wird mit Recht der für alle geltende genannt.
3. Er allein kann Bischöfe absetzen und wieder einsetzen.
8. Er allein kann kaiserliche Abzeichen führen.
9. Allein seine Füße müssen alle Fürsten küssen.
12. Er allein darf Kaiser absetzen.
19. Er kann von niemandem gerichtet werden.
22. Die römische Kirche hat sich nie geirrt und wird nach dem Zeugnis der Schrift nie irren.
23. Der römische Papst wird, wenn rechtmäßig in sein Amt eingesetzt, durch das Verdienst des heiligen Petrus unzweifelhaft selig." [15])

[14a]) Siehe auch Kellerbauer: „Wie Canossa war", Ludendorffs Verlag, München.
[15]) C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus. Tübingen. 4. Auflage. 278.



Der Leser braucht sich gar nicht an den Kopf zu greifen. Zu solchen wahnwitzigen Ergebnissen muß jeder kommen, der die Bibel völlig ernst nimmt. Von diesem Standpunkte aus ist auch der Brief Gregors vom 15. 3. 1081 an Bischof Hermann von Metz

„gegen die, welche törichterweise sagen, ein Kaiser könne vom römischen Papste nicht exkommuniziert werden",

durchaus verständlich. In diesem Briefe heißt es wörtlich:[16])

„Wer kann sich, so frage ich, bei dieser ganz allgemeinen Vollmacht zu binden und zu lösen, von dem Machtbereich des Petrus für ausgeschlossen halten, wenn nicht der Unglückliche, der sich dem Joch des Teufels unterwirft, weil er das Gottes nicht tragen will? ... Soll die Würde, die erfunden ist von Weltmenschen, nicht der Würde unterworfen werden, die die Vorsehung des allmächtigen Gottes erdacht und der Welt in seinem Erbarmen geschenkt hat? ... Wer weiß nicht, daß die Könige und Herzöge von denen ihren Ursprung haben, die auf Anstiften des Herrn der Welt, nämlich des Teufels, und ohne Gott zu kennen, in wilder Gier und unerträglicher Anmaßung danach gestrebt haben, daß sie mit Stolz, Raub, Treulosigkeit, Mord, ja ungefähr mit allen Verbrechen über ihresgleichen, nämlich Menschen, herrschten? ... Wer kann zweifeln, daß die Priester Christi für Väter und Lehrer der Könige und Fürsten und aller Gläubigen gehalten werden müssen? ... Daher mögen die, welche die heilige Kirche von sich aus, nach wohlüberlegtem

---

[16]) Mirbt 297.

Plan, zur Königs- und Kaiserherrschaft beruft, nicht zu vergänglichem Ruhm, sondern zum Heil der Vielen, in Demut gehorsam sein... Nicht mögen sie danach trachten, die heilige Kirche sich als Magd zu unterwerfen und zu unterjochen, sondern vor allen Dingen danach trachten, ihre Augen, — das sind ja die Priester des Herrn —, dadurch, daß sie sie als Väter und Lehrer anerkennen, gebührend zu ehren. Denn wenn uns befohlen wird, die fleischlichen Väter und Mütter zu ehren, wieviel mehr die geistlichen! Und wenn der, welcher seinem fleischlichen Vater oder Mutter flucht, mit dem Tode bestraft werden soll, was für eine Strafe verdient der, welcher seinem geistlichen Vater oder Mutter flucht?"

Nun, das Fluchen hat Gregor meisterlich verstanden. Lesen wir also im amtlichen Brevier, welche Worte Rom für die Kämpfe dieses Papstes mit dem Kaiser findet, für diese ungeheuerlichen Eingriffe in Deutsche Hoheitsrechte, für dies Aufwiegeln von Fürsten und Volk gegen ihren Herrscher:

„Den ruchlosen Unternehmungen des Kaisers Heinrich gegenüber blieb er immerdar tapfer als unerschrockener Athlet, und er fürchtete sich nicht, sich selber als Mauer für das Haus Israel hinzustellen. Als dann dieser Heinrich sich in alle Tiefen der Verworfenheit stürzte, schloß er ihn von der Gemeinschaft der Gläubigen aus —" d. h. er tat ihn in den Bann, — „nahm ihm sein Reich und entband seine Untertanen von dem ihm geleisteten Treueid —." Nun, „er nahm ihm sein Reich", — das stimmt allerdings nicht. Denn König Heinrich blieb Sieger. Aber Roms ewiger Wunsch jedem freien Reich gegenüber kommt hier trefflich zum Ausdruck. Es war übrigens der heilige Geist in Person — falls man einen Vogel Person nennen will —, der Gregor das alles eingab. Erzählt doch das Brevier unmittelbar darauf weiter:

„Fromme Männer sahen, während er das Meßopfer feierte, eine vom Himmel gekommene Taube auf seiner rechten Schulter sitzen und mit ausgebreiteten Flügeln seinen Kopf verhüllen, wodurch bedeutet werden sollte, daß er durch die Eingebung des heiligen Geistes, nicht durch Überlegungen menschlicher Vernunft in der Leitung der Kirche geführt werde."

Gregor starb 1085 zu Salerno. Sein Geist ist in der Kirche lebendiger als je.

27. Mai

Papst Johann I.

Wo immer Rom einen seiner Päpste in den Heiligenkalender einreiht, horchen wir auf. Denn jedesmal berichtet im Brevier bei solchen Gelegenheiten die Kirche ihren Priestern von Dingen und Auffassungen, die ihr ganz besonders wichtig sind. Oft kommt es ihr gar nicht darauf an, das geschichtliche Bild des betreffenden Papstes zu geben, nein, sie sucht geflissentlich aus ihrem Legendenkasten gerade den Bericht heraus, der für ihre Zwecke und Absichten am besten paßt und der immer wieder an dem Jahrestage ihren Priestern suggestiv einzuprägen ist. Nicht etwa, damit sie ihn als tatsächliche Begebenheit ansehen, — das ist kaum so wichtig. Denn die Kirche weiß genau, daß Aristoteles recht hatte, wenn er schrieb, die Sage sei philosophischer als die Geschichte. Also nur deshalb werden diese Dinge erzählt, damit sich bei den Priestern der hierarchische Dünkel und die Überzeugung von ihrer alle Menschen überragenden Würde noch festige. Lesen wir daraufhin nur den kurzen Brevierbericht über den „heiligen Papst und Märthyrer" Johannes:

„Johannes, ein Etrusker, regierte unter dem Kaiser Justin die Kirche". (523—526) „Zu ihm reiste er hilfesuchend nach Konstantinopel, weil der irrgläubige" (arianische) „König Theoderich Italien beunruhigte. Mit Wundern verherrlichte Gott diesen seinen Reisepfad. So hatte ihm ein vornehmer Herr in der Nähe von Korinth für ein Wegestück das Pferd zum Gebrauch überlassen, dessen sich sonst die Frau des Mannes zu bedienen pflegte. Als dieses Pferd nachher dem Herrn zurückgeschickt wurde, lief es ihm derart wild davon, warf mit solchem Schnauben und Bocken stets die Frau ab, als sei es beleidigt darüber, nun dort ein Weib tragen



zu müssen, wo doch der Stellvertreter Christi gesessen hatte. Deshalb schenkten die Leute das Pferd dem Pontifex."

Ja, wie unendlich tief steht doch eine Frau unter dem Priester! Und sie weiß das nicht einmal aus sich und muß sich erst durch einen „klugen Hans" belehren lassen! Aber weiter:

„Ein noch größeres Wunder geschah zu Konstantinopel am Goldenen Tore. Eine ungeheure Menschenmenge war zugleich mit dem Kaiser dorthin gekommen, um dem Pontifex das Ehrengeleit zu geben. Und der schenkte hier einem Blinden das Augenlicht wieder. Da warf sich sogar der Kaiser in Ehrfurcht vor ihm zu Boden."

So ein Kaiser ist ja ein armseliges Nichts dem Stellvertreter Christi gegenüber, und als solchen bezeichnet die Kirche jeden Priester. Und so endet denn auch dieser Bericht:

„Als er mit dem Kaiser seine Angelegenheiten verhandelt hatte, kehrte er nach Italien zurück. Dort schrieb er sofort an alle italienischen Bischöfe und befahl ihnen, die Kirchen der Arianer nach ka-

tholischem Ritus zu weihen... Theoderich nahm das sehr böse auf, lockte den Pontifex mit einer List nach Ravenna und steckte ihn dort ins Gefängnis, wo der Eingekerkerte infolge des Schmutzes und des Hungers nach wenigen Tagen starb... Kurz nach ihm starb auch Theoderich. Den hat, wie der hl. Gregor schreibt, irgend ein Einsiedler gesehen, wie er zwischen dem Papst Johann und dem Patrizier Symmachus stand (den er ebenfalls hatte ermorden lassen) und dann hinabgestürzt wurde in einen Feuerkrater. Diejenigen, die er zu Tode gebracht hatte, waren also gewissermaßen die Richter, die seinen Untergang verhängten."

Höher gehts nun wirklich nimmer! Katholische Schulschwestern, die ja wohl genau so ein „zweites Gesicht" hatten, wie jener Einsiedler, sagten seinerzeit bekanntlich, von zwei Menschen wisse man bestimmt, daß sie in der Hölle seien: Judas und Bismarck. Jetzt kommt also noch Theoderich der Große hinzu. Man sieht, welch abgründigen Haß die Kirche auf alles Germanische hegt. Und ihren Priestern schreibt sie das jedes Jahr von neuem in die Seelen.



31. Mai

Die heilige Angela Merici

Es ist schwer, bei einer Schilderung auch nur weniger Heiligenleben die grau-eintönige Öde zu vermeiden, in der einzig und allein die Seelensärge dieser Opfer des Christentums anzutreffen sind. Immer wieder ja ist es das Gleiche: Buße, Selbstzüchtigungen, Selbstverknechtung, Sippenverrat, Visionen, Teufelserscheinungen, — kurz: der ganze Symptomenkomplex der seelischen und geistigen Erkrankungen armer Menschen, denen es um ihr Christentum und die sogenannte Nachfolge Christi völlig „ernst“ war. Es sind also hier Wiederholungen gar nicht zu vermeiden. Und diese Angela Merici nenne ich hauptsächlich nur deshalb, weil sie als Gründerin des jesuitenähnlichen Ursulinenordens der römischen Kirche zu einer gewaltigen Machtstütze wurde und durch die zahllosen Schulgründungen, mit denen sich ihr Orden überall in der Kulturwelt festsetzte, die weibliche Jugend der sogenannten „besseren Kreise“ für deren ganzes Leben in das volksfeindliche „sentire cum ecclesia“ [16a] hineinsuggerierte. Zudem war der Ursulinenorden, genau wie die Gesellschaft Jesu als ausgesprochene Kampftruppe gegen die durch Luther entfachte germanische Freiheitsbewegung gegründet worden.

Wie sieht nun eine Frau persönlich aus, die eine derart wohldurchdachte Rompolitik in scharf bewußter Berechnung einleitete? Denn das allein ist es, was wir hier wissen möchten. Das Brevier beginnt von ihr, die 1474 in Desenzano am Gardasee geboren wurde und 1540 starb, genau wie von den meisten, indem es auf Streben nach völliger Herauserlöstheit aus allen Bindungen des Blutes bereits in Angelas frühester Jugend hinweist.

16a) Das heißt: „Mit-der-Kirche-Fühlen“. Den Ausdruck prägte Ignatius von Loyola.

„Die Blume der Jungfräulichkeit, die sie ewig zu bewahren sich vorgenommen hatte", — also kreiste die Gedankenwelt des kleinen Mädchens schon um das Sexuelle! — „umhegte sie eifrig bereits von zartester Kindheit an. Ekel hatte sie vor aller weiblichen Zierde, deshalb verunstaltete sie mit Fleiß ihr schönes Gesicht und ihr prachtvolles Haar, um lediglich dem himmlischen Bräutigam zu gefallen."

Dieser himmlische Bräutigam erkannte das denn auch gleich, und da er seine Braut noch fester an sich ketten wollte, griff er zu einem Mittel, das ja auch vielen Deutschen wohl bekannt ist, da sie den Tod eines der Ihren mit den Worten anzuzeigen lieben: „Gott dem Herrn hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen —". Mit anderen Worten: Gott ging hin und tötete Angela den Vater und die Mutter, was unser Gewährsmann H. so ausdrückt:

„Gott aber wollte diese Frömmigkeit in der Glut der Leiden härten; deshalb nahm er dem aufblühenden Mädchen beide Eltern und führte es samt seinem jüngeren Schwesterlein nach Salo in das Haus des Oheims Biancosi, der sich zwar der beiden Waisen mit aller Liebe annahm, ihnen aber doch die Eltern und die Heimat nicht ersetzen konnte. In solcher Not schlossen sich die Geschwister noch enger aneinander, gemeinsam zogen sie sich in eine Felsenhöhle zurück und konnten es nicht begreifen, daß der Oheim ihre Vorliebe für das Leben der ägyptischen Einsiedler Flausen und Kindereien schalt."

Der Oheim holte die überspannten Kinder also zurück. Trotzdem trieb Angela auch jetzt noch ihre „frommen Übungen" mit Begeisterung weiter.

„Sehr oft," sagt das Brevier, „wendete sie Bußgürtel und Geißel an. Fleisch aß sie nur, wenn ihre Gesundheit gelitten hatte. Wein trank sie, auch nur des Festtages wegen, lediglich am Christgeburt- und Auferstehungstag. Viele Tage aß sie überhaupt nichts. Im Eifer des Gebetes begnügte sie sich mit einem ganz kurzen Schlafe auf dem Fußboden. Den Teufel, der mit ihr in Gestalt eines leuchtenden Engels sein Spiel zu treiben versuchte, erkannte sie sofort und trieb ihn in die Flucht."

„Monatelang dauerten diese Anfechtungen," sagt H., aber derartiges ist von einem solchen Krankheitsbilde ja untrennbar. Nun aber starb Angela auch noch der Oheim und die Schwester, und da vollendete sie die Herauserlösung, indem sie auf ihr ganzes väterliches



Vermögen verzichtete, sich in den dritten Orden des Franziskus aufnehmen ließ und so nach den Worten des Breviers
„noch die evangelische Armut mit dem Ruhm der Jungfräulichkeit verband“. Das heißt also: sie verlegte sich jetzt auf den Bettel. Und „was sie von zusammengebettelten Lebensmitteln übrig hatte, das gab sie den Armen. Mit Freuden bediente sie die Kranken, und im Ruf der Heiligkeit strich sie durch viele Ortschaften, um die Trauernden zu trösten, den Schuldigen Begnadigung zu erwirken, die Streitenden zu versöhnen und die Sünder aus der Gemeinschaft der Frevler herauszuholen. Durch das Brot der Engel, ihre einzige Nahrung, häufig gestärkt, war ihre Liebeskraft Gott gegenüber so groß, daß sie, wie man berichtete, häufig in Verzückung geriet.“

Im übrigen sammelte sie, wie H. weitererzählt,
„die Kinder des ganzen Städtchens um sich .... So gewann sie einen beherrschenden Einfluß auf das junge Volk; sie gab den Kindern in ihrer frischen, lebendigen Art Unterricht über die wichtigsten Glaubenswahrheiten, betete mit ihnen und sang ihnen religiöse Lieder vor. Ihre kleinen Schützlinge aber trugen den neuen Geist in die Familien. Bald kamen mit den Kindern die Mütter, um sich mit Angela Merici auszusprechen ....“

Dann aber zog ihre ansteckende Überspanntheit, wie das stets so ist bei Sekten-, Konventikel- und Ordensbildungen, noch andere ebenso Herauserlöste an, man schloß sich allmählich enger zusammen, stellte sich schließlich unter den Schutz der heiligen Ursula mit ihren zehntausend Jungfrauen, die nur leider nie gelebt haben, und gründete so den Ursulinenorden. Bezeichnend ist, daß dieser Orden zuerst ohne Ordenstracht und nicht von einem Kloster aus wirkte. Die Mitglieder lebten ruhig „in der Welt" und in ihren Familien.

Heute stoßen wir allenthalben auf Ursulinen-Klosterschulen. Und wie man dort die Erziehung der Jugend betreibt, sagt sehr klar Herr H.: Angela
„suchte" — und ihr Orden tut es noch heute genau so —, „die Seele des fremden Menschen, um sie wieder mit dem Quell alles Lebens zu verbinden. So reichte ihr Wirken weit über den Bereich sozial-karitativer Tätigkeit hinaus. Sie erschloß ihrer Genossenschaft ein Gebiet, das sie bis zum heutigen Tage segensreich verwaltet hat: die Erziehung der Jugend in den Wahrheiten der katholischen Kirche."

Von einer Erziehung der Jugend zu ihrem Volke und zu einer Verantwortung ihm gegenüber ist bei den Herauserlösten eben nie die Rede.

10. Juni

Margarete von Schottland

Diese Frau hat als Königin von Schottland (König Malcolm war ihr Gatte) drei Jahrzehnte lang segensreich für ihr Land gewirkt, so weit das eben möglich war im Mittelalter, wo die macht- und geldgierige Herrschaft von weltlichen und kirchlichen Großen als dumpfer Druck unentrinnbar über den unfrei gewordenen Völkern lag. Und was auch immer in jenen Zeiten an Großem erreicht wurde, — ich erinnere an die Deutsche Hanse —, das hat man ohne oder gegen die Kirche erreicht. Als einen für die damaligen Verhältnisse guten „Landesvater" kann man demnach schon den bezeichnen, der seinen Untertanen durch eine gewisse Pflege dessen, was noch an Gerechtigkeit und Recht übrig war, und durch sogenannte Caritas die Knechtschaft erträglicher machte. In diesem Sinne wird denn auch von der Königin Margarete berichtet, daß

„mit ihr eine Zeit des Friedens und Segens anbrach, weil sie in allen Dingen Gott die Ehre gab und jedes Unrecht fernhielt" (H.).

Sehen wir nun zu, wie sich Rom in seinem Sinne das Wunschbild einer solchen Frau ausmalt. Zuerst und vor allem anderen betont das Brevier (als das Bet- und Suggestionbuch der Herauserlösten), daß Margarete

„von glänzender Herkunft war, väterlicherseits von den englischen Königen, mütterlicherseits aus kaiserlichem Blute stammend. Aber in größerem Glanze noch als durch alles dies stand sie wegen ihrer christlichen Tugend".

Je adeliger und edler eben das Blut ist, desto mehr läßt es sich Rom angelegen sein, den Menschen von der völligen Wertlosigkeit

dieses Erbgutes zu überzeugen. Genau entspricht dieser Standpunkt der gesamten Bibellehre, die als Religion unterrassiger Völker naturgemäß einen neidischen Haß gegen alles Große und Hochgemute haben muß. Hören wir also nun, wie die heilige Königin es in dieser Selbsterniedrigung zur christlichen Meisterschaft bringt. Da aber fällt zunächst wieder die unwürdige Gottvorstellung auf, dieser rein semitische Gott-Kaufmann, den man mit Selbstpeinigungen vorausbezahlen muß, damit er als Gegenleistung seine gütige Hand rühre. Kniete doch Margarete, wie Herr H. berichtet,

„bei dem Erwachen der Sonne schon vor dem Altar und legte sich um ihres Volkes willen viele Fasten, Nachtwachen und andere Bußen auf".

Aber lassen wir jetzt die amtliche Kirche, das Brevier sprechen:

„Bei allem Glanz der Krone mergelte sie ihren Körper aus durch Quälereien und Nachtwachen. Einen großen Teil der Nacht brachte sie in frommem Gebet hin. Außer anderen Fasten, die sie immer wieder unternahm, pflegte sie volle vierzig Tage vor dem Christgeburtfest mit solcher Strenge zu fasten, daß sie es nicht einmal bei den schwersten Schmerzanfällen unterbrach. Dem göttlichen Kult war sie zutiefst ergeben, und eine Menge Kirchen und Klöster gründete sie teils neu, teils ließ sie sie wiederherstellen und stattete sie mit heiligen Gerätschaften und massenhaften Einkünften aus."

Massenhafte Einkünfte also, — auf Kosten des Volkes! Denn was diese Rieseneinkünfte des hohen Klerus und der Klöster für die schaffenden Menschen bedeuten, nämlich Fronarbeit, Dürftigkeit und bittere Armut, — das sehen wir selbst aus dem Brevier, in dem es von Margarete weiter heißt:

„Nichts aber war bei ihr so bewundernswert wie ihre heißbrennende Liebe zu dem Nächsten, vor allem zu den Bedürftigen. Abgesehen davon, daß sie deren zahlreiche Haufen —"

— die Armen und Nichtstuer schwärmten damals in großen Trupps und Banden überall im Lande umher [16b]),

„mit ausreichenden Almosen versah, hatte sie auch die Gewohnheit,

---

16b) Schon im 5. Jahrhundert schrieb der Heide Zosimos von den Christen die furchtbaren Worte: „Sie haben den besten Grundbesitz an sich gebracht, unter dem Vorwand, von allem den Armen mitzuteilen. Darob ist alle Welt arm geworden." (V, 23).

jeden Tag 300 von ihnen in mütterlicher Güte reich zu bewirten, wie eine Dienstmagd sie knieend zu bedienen, mit den königlichen Händen ihnen die Füße zu waschen und ihre Geschwüre mit daraufgepreßten Küssen zu umhegen. Durch diesen und anderen heiligen Aufwand vergab sie sogar die königlichen Gewänder und ihren kostbaren Halsschmuck. Öfter als einmal leerte sie sogar die ganze Schatzkammer."

Margarete starb 1093, erst 46 Jahre alt.

Wir aber stehen erschüttert vor dem Bild einer Frau, der die Religion und Gottvorstellung eines asiatischen Verbrechervolkes jeden Blick nahm für den göttlichen Sinn des eignen Lebens und des Lebenswillens ihres Volkes.



31. Juli

Ingnatius von Loyola

Wenn wir in dieser Schrift nun auch den Stifter des Jesuitenordens nennen, so wollen wir uns darauf beschränken, nur ihn selbst und sein „Heiligen"-Leben unter die Lupe zu nehmen, nicht aber sein Werk, über das wir vor allem durch die Arbeiten des Hauses Ludendorff [17]) gründlich aufgeklärt sind. Es gilt, hierdurch einmal an einem Beispiel aufzuzeigen, wie es der „heilige Geist", also der unbeirrbare Machtwille der Kirche versteht, gerade das verworrenste Leben und Streben eines Menschen, der fast alle Wege des Induziert-Irreseins gegangen ist, für seine Zwecke dienstbar zu machen, und in einem solchen Maße, daß schließlich, vor allem seit ihrer Wiederherstellung im Jahre 1814, die Gesellschaft Jesu an die Stelle der bisherigen Kirche trat, sich ihrer also völlig bemächtigte. Hier ist der Punkt, von dem aus wir das Christentum überhaupt erkennen als ein System des Geisteskrankmachens der Völker. Von dieser Einsicht aus ist überhaupt die übliche gedankenlose Geschichtebetrachtung zu ändern, die uns glauben machen will, alle die Gründer von Einrichtungen und Anreger von Bewegungen, die irgendwie die Welt umgestalteten, seien auch an sich geniale und erleuchtete Menschen gewesen. Nein, im Gegenteil. Denn wenn wir ohne jedes Vorurteil in die Geschichte schauen, dann finden wir erschreckend oft, daß das Wirken echter Genies fast ganz ohne Echo in der Mitwelt und ohne grundsätzlich die Zukunft und den Ablauf der Folgezeit ändernde

[17]) Erich und Mathilde Ludendorff: „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende".

Folgen blieb, daß aber ausgesprochene Geisteskranke und Narren weltverändernde Einrichtungen ins Leben riefen und bereits von der Mitwelt geradezu vergöttert wurden.

Ein solches Werk, das im übelsten Sinne Geschichte machte, ist der Jesuitenorden.

Wie es nun im Kopfe dessen, der ihn gründete, des spanischen Offiziers Inigo schon vor seiner sogenannten Bekehrung aussah, beweist nichts schlagender, als daß er, verwundet, nach seiner Lieblingslektüre, sogenannten Rittergeschichten verlangte, an denen sich sein einfältiger Geist erhitzte. Das waren also dieselben unsinnigen Fabelhansereien von den „irrenden Rittern", die der große Cervantes gar nicht lange darauf als die Lesekost von Dummköpfen und die Schreibereien von geschmacklosen Phantasten dem unsterblichen Gelächter der Nachwelt preisgab. Wir haben hier ungefähr das Gleiche, als hätte ein im Weltkrieg verwundeter Leutnant seine Pfleger gebeten, ihm doch den schönen Roman „Rinaldo Rinaldini, der tapfere Räuberhauptmann oder Der Rächer der Enterbten" in sechshundert Lieferungen zu besorgen. Bleiben wir bei diesem Vergleich; nehmen wir an, die Ärzte und Schwestern hätten über ein solches Verlangen weidlich den Kopf geschüttelt und dem Herrn Leutnant achselzuckend bedeutet, man könne leider dies herrliche Buch nicht auftreiben, habe ihm aber statt dessen „Die Beatushöhle oder Das Glöcklein des Eremiten" sowie den „Guten Fridolin und den unartigen Otto" gebracht, — und dieser verwundete Offizier sei davon so gepackt worden, daß er nach seiner Genesung selbst hinging und einsiedelte, — so haben wir ungefähr den Fall Ignatius Loyola. Diesem spanischen Leutnant drückte man nämlich in Ermangelung von besserem eine Darstellung des Lebens Christi und der Heiligen in die Hände. Und Don Inigo las. Las genau wie er den Amadis von Gallien gelesen hätte; las, genau wie der edle Don Quijote von La Manche ebenfalls diese Romane von den abenteuernden Rittern verschlang: mit brennendem Herzen und dem monomanischen Verlangen, es diesen Helden gleichzutun, also den Heiligen. Wir haben bei ihm auch gleich ein weiteres wesentliches Merkmal des Seelenerkrankten: stundenlang konnte er sich ausmalen, wie er dies und jenes tun, was er in diesem oder jenem Falle zu dieser oder jener Person sagen würde. Halb und halb war er eben immer noch bei

seinen Rittergeschichten. Doch das lassen wir lieber Inigo selber schildern [18]):

„Hörte er mit dem Lesen auf, so wandten sich seine Gedanken zwar manchmal zurück zum Gegenstand seiner Lektüre, manchmal aber auch zu den Dingen der Welt, die früher seinen Sinn zu beschäftigen pflegten ..., daß er beim Gedanken daran gleich darin aufging und zwei, drei, ja auch vier Stunden dabei verweilte, ohne es zu bemerken. Er malte sich nämlich in seiner Einbildung aus, was er im Dienste einer erlauchten Dame tun werde, wie er es anstellen könne, um zu dem Orte zu gelangen, wo sie sich aufhielt, welch geistreiche Wahlsprüche und Worte er bei ihr vorbringen, welche Waffentaten er in ihren Diensten verrichten werde".



Also genau der edle Junker von La Mancha und seine Dulcinea von Toboso. Dahinein begannen nun mehr und mehr die Heiligengeschichten zu wirken. Denn

„unser Herr kam ihm zu Hilfe, indem er jenen Gedanken andere folgen ließ, die dem Stoff der Lesung entsprangen. Während er nämlich das Leben unseres Herrn und der Heiligen las, brachte er län-

[18]) Hier und im Folgenden zitiere ich, wenn keine andere Quelle angegeben ist, nach den eigenen Lebenserinnerungen Inigos, übersetzt von A. Feder, S. J., 1922.

gere Zeit mit Nachdenken darüber zu, indem er bei sich sprach: ‚Wie wäre es, wenn auch ich das ausführte, was der hl. Franziskus tat und was der hl. Dominikus tat?' So ging er manche Dinge durch, die er für gut hielt, und nahm sich selbst stets schwierige und harte Aufgaben vor..."

So setzte sich bald dieser Unsinn in seinem Kopfe hartnäckig fest. Er malte sich aus und nahm sich vor,

„barfuß nach Jerusalem zu pilgern, sich nur von Kräutern zu nähren und alle übrigen Strengheiten zu üben, welche er bei den Heiligen beobachtete".

Bei diesem Spintisieren fühlte er sich merkwürdig beschwingt, und er „kam allmählich dazu, den Unterschied zwischen den Geistern, die ihn bewegten, zu erkennen, nämlich zwischen dem Geiste Satans und dem Geiste Gottes".

Somit hatten seine ehrgeizigen Phantasien nur den Gegenstand gewechselt, und statt Ritter in der Welt sah er sich nun in seinen Wünschen als Ritter Jesu und der Maria; aus einem „irrenden" war ein irrer Ritter geworden. Und als solcher dachte er, wie gesagt, vor allem an eine Wallfahrt nach Jerusalem,

„dabei wünschte er Geißelungen und Fasten in dem Maße auf sich zu nehmen, wie es ein großmütiges Herz, das von Gott entzündet ist, gewöhnlich verlangt".

Nun kam das, was in einem solchen Zustand kommen mußte: Halluzinationen. Denn

„sein Verlangen wurde noch bestärkt durch eine Heimsuchung, die sich folgendermaßen abspielte. Als er eines Nachts wach dalag, sah er klar ein Bild Unserer Lieben Frau mit dem heiligen Jesuskind. Bei diesem Anblick, der eine beträchtliche Zeit andauerte, empfing er ungemein großen Trost, und er blieb mit solchem Ekel erfüllt vor seinem ganzen vergangenen Leben und insbesondere vor den fleischlichen Dingen, daß ihm schien, als ob alle Bilder, die vorher seiner Seele eingeprägt waren, aus ihr gewichen seien. Und so hat er von jener Stunde an bis zum August des Jahres 1555, da dieses niedergeschrieben wird, nie mehr, auch nicht im geringsten, seine Einwilligung in etwas gegeben, was das Fleisch betrifft."

Und nun folgt gleich wieder ein neues bezeichnendes Symptom, das jeder Anstaltsarzt kennt, dem so oft ganze Bogen von peinlich

genau hingemalten Niederschriften seiner Patienten vor Augen kommen. Es kam nämlich Inigo der Gedanke,

„einige wichtigere Sachen aus dem Leben Christi und der Heiligen auszuziehen und zu einem Abriß zusammenzustellen. Und so ging er mit großem Fleiß daran, ein Buch damit vollzuschreiben; er begann nämlich bereits ein wenig aufzustehen und im Haus herumzugehen. Die Worte Christi schrieb er dabei mit roter Tinte, die Unserer Lieben Frau mit blauer Tinte. Das Papier war sorgfältig geglättet und mit Linien versehen. Die Schrift selbst war schön, denn er konnte vorzüglich schreiben."

Inzwischen schritt die Genesung weiter fort, und Inigo begann seine Pläne in die Tat umzusetzen. Wir sehen auch hier, worauf es ihm ankam: vor Gott, wie er und das Christentum ihn sich vorstellte, zu glänzen. Ausdrücklich sagt er ja, bei den Selbstquälereien, die er jetzt bald begann, sei es ihm nicht darauf angekommen, für die eigenen Sünden zu büßen, nein, wenn er sich

„irgendeines Bußwerkes erinnerte, das die Heiligen verrichtet hatten, so nahm er sich vor, das nämliche und noch ein größeres zu verrichten."

Später erst, als er in der Heiligen-Laufbahn weiter gekommen war, sah er in diesem Trachten noch Reste weltlicher Eitelkeit; er habe, sagt er,

„damals noch nicht gewußt, was Demut sei oder Liebe oder Geduld oder Klugheit, die jene Tugenden regeln und ihnen das richtige Maß zuerteilen".

Im übrigen aber ist der Don Quijote Christi und der Jungfrau Maria fertig. Und man glaubt sich geradezu in Cervantes Beschreibung des irren irrenden Ritters versetzt, wenn man nun in der Lebensgeschichte weiterliest, wie Inigo, auch darin genau dem Don Quijote gleich, als neugebackener Ritter von eigenen Gnaden sogar die „Waffenwacht" hält. Doch lassen wir ihn selber berichten, wie er nun sein Heiligenleben mit einer Wallfahrt nach dem Montserrat beginnt. Er hatte ja nun eingesehen, daß sein bisheriges Leben als Offizier im Dienste des Vaterlandes, „keinen Pfifferling wert gewesen", wie unser Gewährsmann H. sehr geschmackvoll und bezeichnend sagt, und nun wallfahrtete er zuerst einmal zu „Unserer Lieben Frau", um an ihrem Altare seinen Degen aufzuhängen.

„Wie er nun in einer größeren Ortschaft, die noch vor dem Montserrat lag, ankam, wollte er sich dort das Kleid beschaffen, das er zu tragen entschlossen war und in dem er auch die Reise nach Jerusalem machen wollte. Er kaufte also einen Webstoff, aus dem man Säcke zu machen pflegt, von einer Sorte, die roh gewebt und sehr stachelig ist, und ließ sich daraus ein Gewand anfertigen, das bis zu den Füßen reichte. Er kaufte ferner einen Pilgerstab und eine Kürbisflasche und band dies alles vor dem Sattel auf dem Maultier fest. So zog er seines Weges weiter zum Montserrat, indem er an die großen Taten dachte, die er aus Liebe zu Gott ausführen sollte. Da er den Geist noch ganz voll hatte von jenen Geschichten, wie sie im Amadis von Gaula und anderen Büchern solcher Art stehen, kamen ihm einige Dinge, ähnlich jenen Geschichten, in den Sinn. Darum entschloß er sich, eine ganze Nacht die Waffenwacht zu halten, ohne zu sitzen oder zu liegen, teils stehend, teils knieend, und zwar vor dem Altar U. L. Frau vom Montserrat, wo er vorhatte, seine bisherigen Kleider abzulegen und den Waffenrock Christi anzuziehen."

Damit hat er nun alle Requisiten des Heiligen zusammen, natürlich auch den Bettelsack. Denn ein Heiliger arbeitet doch nicht! „In Manresa erbettelte der Pilger Tag für Tag das nötige Almosen", sagt er selbst, und sein neuerer Biograph [19]) erzählt: daß er zu Manresa abwechselnd im Obdachlosenheim, einer Felshöhle und einem Mönchskloster hauste, und nun beginnt sein eigentliches Heiligenleben:

„Täglich betet er sieben Stunden ununterbrochen, und zwar bringt er die ganze Zeit auf den Knien zu. Seine Nahrung besteht aus dem wenigen, was er sich als Almosen an den Türen erbettelt .... Auch hört er häufig in der Domkirche die gesungene Vesper an, obwohl ihm der Wortlaut und der Sinn der (die Vesper bildenden) Psalmen noch unbekannt ist. Er geht immer barhaupt und trägt Haar, Bart und Nägel ungepflegt."



[19]) P. Bichlmair S. J.: „Die Jesuiten". Köln 1933. S. 25 f.

Dieses verdreckte Herumlumpen scheint für den Christen, selbst unserer Tage, etwas Heldisches zu sein. Denn P. Bichlmair fährt hier mit großem Pathos unmittelbar fort:

„Wahrhaftig, der kühne Baske läßt es auf seinem neuartigen Eroberungszug nicht an Energie und Hingabe fehlen."

Der Pater scheint es indes selber dunkel zu ahnen, daß er hier keinen gottnahen Menschen zeichnet, sondern einen Don Quijote mit umgekehrten Vorzeichen. Er fährt also fort und erzählt, wie Inigo durch solch irrsinniges Leben allmählich völlig zerrüttet wird und er

„die schmerzvolle Erkenntnis gewinnt: so kann und darf es nicht weitergehen! Das ist der Wille Gottes nicht! Ich habe mich geirrt! Der Weg zur Heiligkeit verläuft anders!" [20])

Aber nein, es geht ganz genau so weiter, die Halluzinationen werden nur noch stärker. Freilich, darüber geht P. Bichlmair hinweg. Ich muß es also, da diese psychologische Studie nicht in Halbheit stecken bleiben soll, aus Inigos eigenen Erinnerungen nachtragen, auch schon deshalb, weil diese „Erkenntnisse von Manresa", wie H. die nun folgenden Selbstsuggestionen nennt, die Grundlage der ignatianischen Exerzitien bilden. Zuerst hatte Inigo oft am hellen Tage die Halluzination,

„daß er neben sich in der Luft ein Etwas bemerkte, das ihm großen Trost gewährte; denn es war außerordentlich schön. Er konnte nicht erkennen, von welchem Gegenstande die Erscheinung herrühre, doch es kam ihm einigermaßen vor, als ob sie die Gestalt einer Schlange habe und als ob sie viele Stellen aufwies, die wie Augen glänzten, obschon es keine waren. Beim Anblick dieser Erscheinung war er von großer Freude und von Trost erfüllt, und je öfter er dieselbe sah, desto größer wurde der Trost. Wenn jenes Etwas ihm aber entschwand, so betrübte er sich darüber."

Unterdessen aber begannen bei dem Kranken wieder allerlei Gewissensskrupel: ob er auch alles gebeichtet und nichts vergessen habe. Monatelang quälte er sich damit ab,

„und seine Gedanken zogen von einer Sünde des vergangenen Lebens zur anderen",

was bei ihm bald zu einem vollständigen Lebensüberdruß führte.

---

[20]) ebenda Seite 28.

In dieser höchsten Not
„gefiel es dem Herrn, daß er wie aus dem Schlaf erwachte",
und nun schrieb er alle seine Ängste dem Einfluß des Teufels zu, wodurch er sich von da an von ihnen befreit fühlte. Aber selbst bei den vielen Erleuchtungen, die darauf in seinen durchwachten Nächten folgten, quälte er sich in Dämonenangst. Waren sie echt? Waren sie Satanswerk? Der Vorsicht halber ließ er darum das überlange Nachtwachen. Daß er dadurch gesünder geworden wäre, kann man nicht behaupten. Denn neue Halluzinationen fingen an:

„Oftmals und lange Zeit hindurch sah er beim Gebete mit den Augen des Geistes die Menschheit Christi. Die Gestalt, die ihm erschien, war wie ein weißer Körper, nicht sehr groß, aber auch nicht besonders klein; doch konnte er keine Glieder unterscheiden."

Wie stark diese Halluzinationen waren, sieht man daraus, daß Ignatius selber sagt, sie ersetzten ihm völlig die Offenbarungen der Bibel, und ausdrücklich führt selbst das Brevier diesen seinen Ausspruch an:

„Wenn es keine Schrift gäbe, die uns über jene Glaubensgeheimnisse unterrichtete, so wäre er doch entschlossen, für sie zu sterben, einzig wegen der Gesichte, die er geschaut!"

Dann verrät er aber auch, ohne Ursache und Wirkung zu sehen, wie bei ihm solche hypnotischen und halluzinatorischen Zustände zustande kamen:

„Als er eines Tages auf dem Weg zur Kirche, in seine frommen Gedanken versunken, ein Stück gegangen war, setzte er sich ein wenig nieder, das Gesicht dem Flusse zugekehrt, der in der Tiefe dahinfloß. Wie er nun dort saß, begannen die Augen seines Geistes sich zu öffnen..."

Wir wissen heute längst, daß solche Selbsthypnose bei jedem, der dafür veranlagt ist oder sich dafür empfänglich gemacht hat, sehr leicht durch das Hineinstarren in Wasser, Gläser, Kristall hervorgerufen werden kann. Hinzu kam jetzt noch bei Inigo, daß er, wieder schwer erkrankt, sich viel mit dem Tode und den sogenannten letzten Dingen, wie Gericht, Himmel, Hölle befaßte; und die bewundernde Nachwelt nannte nun die Ausarbeitung der Ergebnisse all dieser krankhaften Zustände „die heiligen Exerzitien", Suggestionsübungen, von einem Kranken erfunden und dann von sehr nüchtern Den-

kenden Kirchenmännern mit Begeisterung ergriffen, um wieder neue Menschen zu unheilbarem induziertem Irresein zu bringen, zu derselben Krankheit, an der Inigo litt, — wie ich wohl überzeugend nachgewiesen habe. Und so können die Exerzitien niemals besser gekennzeichnet werden als es Pater Bichlmair selber tut (S. 48):

„Es handelt sich im Exerzitienbuch geradezu um eine systematische Anleitung zur abgekürzten Nachlebung eines fremden Seelenlebens".

Ein vernichtenderes Urteil in unserem Sinne hätten selbst wir nicht abgeben können. Bedeutet doch jedes Nachleben fremden Seelenlebens, selbst eines wertvollen, den Seelentod für den Nacherleber. Und nun erst die Nachlebung eines donquichottenhaften Seelenlebens, wie es Inigo führte!

Das weitere Leben des Ignatius ist kurz erzählt: schon in Manresa taucht sein altes Ideal wieder auf... Doch lassen wir Pater Bichlmair reden:

„‚Wie wärs mit einer Wallfahrt ins Heilige Land? Mit einem privaten Kreuzzug zur Bekehrung der Ungläubigen? Da könntest du büßen und opfern und zugleich den andern nützen am Seelenheil —.' Also macht er sich entschlossen auf den Weg, bettelt sich unter unglaublichen Schwierigkeiten durch über Barcelona und Rom nach Venedig..."

Nun, die Fahrt kam schließlich doch nicht zustande. Inigo, der auf dem Weg ein Heiliger zu werden, nicht einmal die Psalmen und Latein, die Verkehrssprache des christlichen Himmels kann, sieht ein, „daß er dazu unbedingt die Hilfe der heiligen Wissenschaft braucht, der Theologie, überhaupt eine moderne seelsorgerliche Durchbildung".

Er lernt also zuerst einmal elf (!) Jahre lang Latein und anderes, bettelt sich von Salamanca nach Paris, wo er mit einigen Spaniern, ebenfalls angehenden Heiligen, zusammenlebte; und während seines Studiums in Paris ging er auf Rat eines spanischen Mönches jedes Jahr einmal zum Bettel nach Flandern. Schließlich setzte er sogar nach England über, wo er, nach seinen eigenen Worten, mehr zusammenbettelte, als sonst in Jahren. Schon jetzt begann er mit dem Erteilen von Exerzitien. Drei junge Männer waren die ersten Versuchspersonen. Und der Erfolg war gut: denn

„diese Männer nahmen eine bedeutende Umwandlung ihres Lebens vor. Sie gaben gleich alles was sie hatten, an die Armen, veräußer-

ten selbst ihre Bücher und begannen in ganz Paris zu betteln!"

Dann verband er sich mit noch neun anderen zu dem bekannten Jesuitenschwur auf dem Montmartre (1534), und man zog nach Rom, um die Genehmigung des Papstes für den neuen Orden zu erhalten. Unterwegs hatte er wieder eine neue Halluzination:

„.... diese dritte und bedeutendste Vision seines Lebens hatte Ignatius in dem Städtchen Storta, sechs Meilen von Rom. Als der Heilige in einer kleinen Kapelle in heißem Gebete um Gottes Gnadenbeistand bei den römischen Verhandlungen rang, fiel er plötzlich in eine tiefe Verzückung. Er schaute die Herrlichkeit des ewigen Vaters und an seiner Seite Jesus Christus mit dem Kreuz auf der Schulter. Gottvater, mit Blicken unendlicher Liebe, empfahl Ignatius mit seinen Gefährten der besonderen Sorge seines göttlichen Sohnes, und Jesus Christus rief ihm zu: indem er einen Blick wunderbarer Milde auf den Heiligen heftete: Ich werde euch in Rom gnädig sein!" [21])

Der Papst sah denn auch sofort, was er in diesen Monomanen, die sich „Gesellschaft Jesu" nannten, hatte. Und gerade in jener Zeit der beginnenden Aufgeklärtheit, des erwachenden Freiheitgefühles der Menschen in der italienischen Renaissance und der germanischen Los-von-Rom-Bewegung, in dieser Zeit der aufblühenden Wissenschaft, des Beginnens der Bibelkritik, konnte er keine besseren Streiter für den Rückschritt finden als diese Exerzitienmänner, deren geistige und seelische Dressur niemals eine „Verweltlichung" befürchten ließ.

Inigo hatte seine ehrgeizigen Pläne erreicht. Und um sein Bild zu runden, muß nur noch hinzugefügt werden, daß seine Heiligendemut ihr Gegengewicht fand in dem für einen anständigen Christen doch eigentlich größenwahnsinnig anmutenden Überzeugung, der Christus quasi praesens zu sein, der jeden Ordensoberen an diesem Christussein teilnehmen läßt. Zum Beweis zitiere ich nach Pater Bichlmair ein Stück aus dem berühmten „Gehorsamsbrief" des Ignatius:

„Ihr sollt im Oberen nicht den Menschen sehen, der als solcher irren und fehlen kann, sondern vielmehr Christus selbst, der die höchste Weisheit, die unbegrenzte Güte, die unendliche Liebe ist, der weder

---

[21]) Bichlmair.

irren kann noch euch in Irrtum führen will. Nehmt also die Stimme und Befehle des Oberen nicht anders auf, als die Stimme Christi selbst."

Nur auf Grund der christlichen Mythologie, die ja einen Gott kennt, der zugleich Mensch und Gott sein soll, war es möglich, daß sich ein kranker Geist zu einer solchen Vorstellung verstieg.

Oder war gerade diese Spitze der Ignazianischen Vorstellung nötig, um den Jesuitismus zu dem zu machen, was er geworden ist? Jedenfalls weiß Rom, was es an diesem kranken Manne hatte und hat, und das nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Krankheit. Ignatius hat sich, wie unser Gewährsmann H. sagt, und das gerade jetzt, in unserer Zeit,

„zu dem Anspruch bekannt, den Gott und die Kirche auf Alles haben".

Und sein Ziel:

„Eroberung neuer Provinzen, ja der ganzen Welt für die Kirche und damit für Gott".

Umgekehrt wäre es richtig: für Jahweh, und damit für die Kirche.

Mancher möchte das trotz alledem eine große Idee nennen. Es ist alles andere. Schon Ignatius' Nachfolger im Ordensgeneralat, Lainez, hat über ihn gesagt: es sei nur wenigen großen Männern ein so geringer Schatz von Ideen zu eigen gewesen wie dem Gründer des Jesuitenordens. Aber nur wenige hatten es wie er verstanden, diese eine Idee so unablenkbar durchzuführen wie er[22]). Ohne es zu wissen, zeichnet Lainez das Bild des Monomanen.

---

[22]) Von Bichlmair S. 9 zustimmend angeführt.

30. August

Rosa von Lima

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen —", sagt Jesus von Nazareth im neuen Testament. Tun wir also an Rosa von Lima, die „erwählt vom heiligen Geist zu einem Wunder von Gnade" (H.), einen tiefen Blick in die finstere asiatische Gottvorstellung des Christentums, ohne dabei auch nur im mindesten durch eigene Deutungen die Sachlage zu verschieben. Vertrauen wir uns ganz christlicher Führung an.

Es ist bekannt, wie die christlichen Kulturträger Spaniens einst mit millionenfachem Mord und Brand die Segnungen Europas und des Evangeliums nach Amerika verpflanzten. Selbst kein kirchlicher Geschichteschreiber wagt das mehr zu leugnen. Nur, sagt man, habe das Christentum nichts damit zu tun gehabt, obschon es erwiesen ist, daß alle diese blut- und beutegierigen Konquistadoren samt und sonders sich als von Gott und der heiligen Jungfrau gesendet betrachteten und gewissermaßen als Kreuzritter kamen, die den neuen Erdteil für die „wahre Religion" zu gewinnen gedachten. Jede einzelne dieser heiligen Mörderscharen führte Mönche in Mengen mit sich. Aber ich schildere diese Zeit wohl besser mit den Worten unseres Gewährsmannes H.:

„Ein Goldrausch hatte die Männer befallen, die Peru eroberten, und trieb sie zu unerhörten Teufeleien."

Dann allerdings kommt gleich eine Unwahrheit:

„Vergebens bemühten sich spanische Priester, die Ausschreitungen des spanischen Kriegsvolkes zu bannen".

Sie hätten diesen abergläubischen Horden, die sich vor nichts in der Welt fürchteten, dafür aber eine um so wahnsinnigere Angst vor

der Hölle hatten, ja nur in der Beicht die Lossprechung zu verweigern brauchen! Aber weiter:

„Unter den Augen der Priester wurde die Urbevölkerung des Landes versklavt, geschändet und gemordet".

Halten wir hier ein und sehen nun zu, wie der Christ auf den eigentlichen Dreh kommt. Als Mensch unserer Zeit muß er natürlich öffentlich diese Art von Verchristung verurteilen: denn „mit bluttriefendem Schwert", sagt er, „kann man nicht dem milden Gottessohn den Weg bereiten". Dem milden Gottessohn, der gesagt hat:

„Doch meine Feinde, die nicht wollten, daß ich ihr König sei, bringt sie her und macht sie nieder vor meinen Augen —" (Luc. 19, 27).

Und mit dieser bekannten Milde wurde ja auch dereinst ein großer Teil Germaniens „bekehrt", und nicht ein einziger Christ kam auch nur im entferntesten auf den Gedanken, diese blutigen Bekehrungsmethoden vor seinem Gewissen rechtfertigen zu müssen. Warum also jetzt plötzlich eine solche Aufregung und Zartfühligkeit? Uns kommt sie sehr gemacht vor. Warum nur will man so vieles nicht mehr wissen und wahrhaben? Nun, wir verstehen das zu würdigen. Aber, so fragen wir, wie wurde nun eigentlich Südamerika katholisch? Da doch, nach neuerer Ansicht, der „milde Gottessohn" den spanischen Räubern und Messerhelden ernstlich zürnte? Der Vorgang ist, für die katholische Geschichtphilosophie, ganz einfach: diesem Gott, der angeblich der ungeheuren Bluttaten wegen schwer beleidigt ist, opfert sich kurzerhand ein an all diesen Greueln unschuldiger Mensch; genau wie sich, nach der christlichen Mythologie, Jahweh erst dann über die sündhafte Menschheit beunruhigte und alles verzieh, als eben diese Menschheit verbrecherischerweise seinen unschuldigen Sohn am Pfahle ermordete, was der Sohn seinerseits als ein Opfer, der Vater aber als vollendete und ausreichende Sühne auffaßte. Ein wahrer Abgrund für jedes Denken, das noch in seinen natürlichen, von der Gottheit gewollten, das heißt ihren ewigen Gesetzen entsprechenden Bahnen arbeitet. Nun, für Südamerika war von der „Vorsehung" zu diesem Opfer ein kleines 1586 geborenes Mädchen ausersehen. Es mußte ja, wie H. sagt,

„erst aus demselben Volke, das ein solch unnennbares Maß von Blutschuld auf sich geladen, ein Mensch erstehen, der durch ein un-

nennbares Maß von Buße dem zürnenden Gott Genugtuung leistete, — nicht eher konnte das Christentum in Peru Fuß fassen".

Wir haben also die klare Feststellung zu machen, daß die Christen sich ihren Gott als ein Wesen vorstellen, das aus Freude an der Selbstquälerei eines Menschen all seinen Ärger vergißt und von einem langsamen Selbstmord aus religiösen Gründen seine Verzeihung für die Sünden derer abhängig macht, die vielleicht über den armen „Büßer" lachen oder gar nichts von ihm wissen.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, die einzelnen Vorgänge dieses seelisch-körperlichen Selbstmordes nachzuzeichnen bei unserer „Heiligen", deren

„Gestalt rein und schön über der trüben Schlammflut von Habgier und Wollust schwebt, die Lima verpestete" (H.).

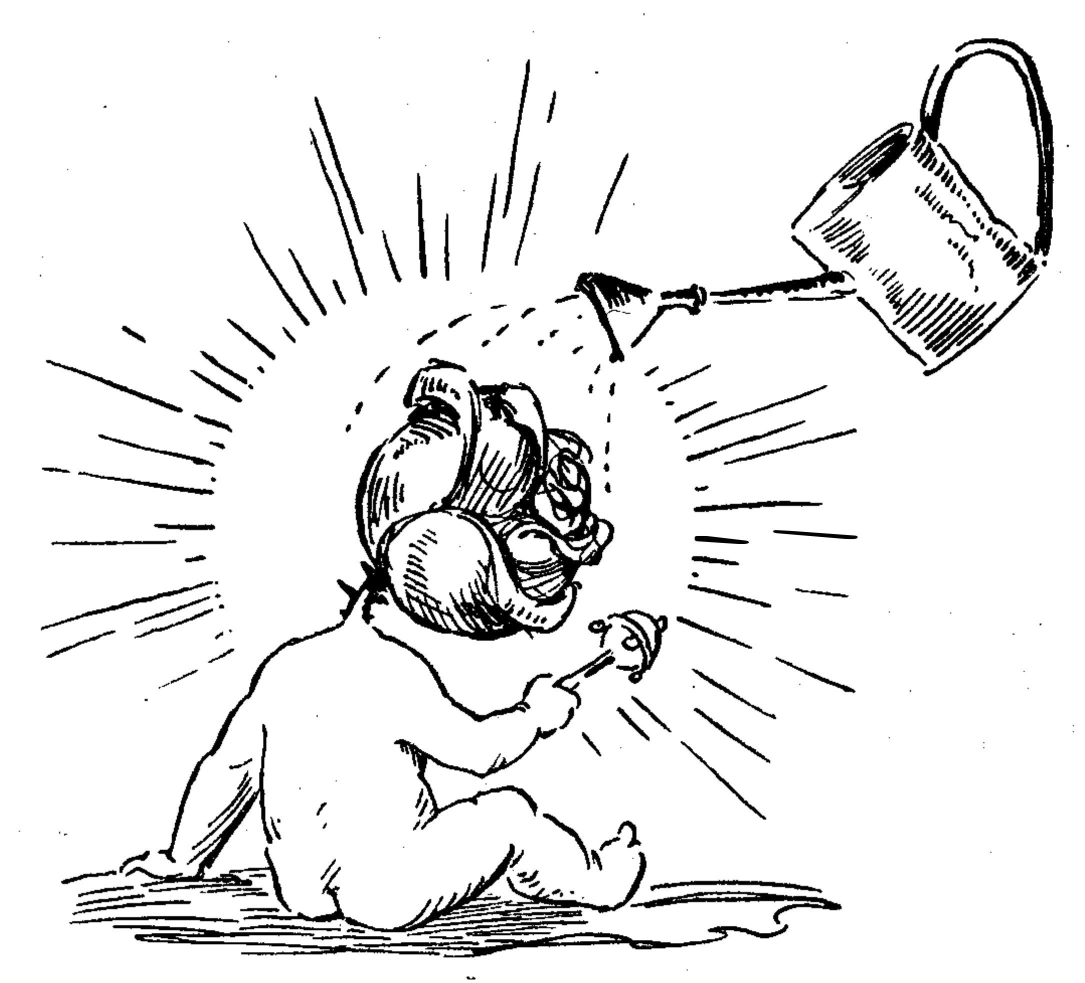
Wir folgen hier der kirchenamtlichen Darstellung im römischen Brevier, ohne uns auf das verwirrende und zum Teil noch ungereimtere Beiwerk einzulassen, das zahllose andere Schreiber um dies unglückliche Mädchen flochten.

„Schon als Rosa noch in den Windeln lag, erglänzte sie in den Zeichen zukünftiger Heiligkeit —" so läßt Rom seine Priester alljährlich am 30. August beten. „Denn auf wunderbare Weise wurde das Gesicht des Kindes zum Bild einer Rose verklärt, wodurch sie auch ihren Namen bekam. Später fügte noch die jungfräuliche Gottesmutter einen Nachnamen hinzu: sie befahl, das Mädchen von nun an ‚Rosa von der hl. Maria' zu nennen. Im Alter von fünf Jahren —" welch eine grauenhafte Gedankenwelt für ein Kind! — „machte Rosa das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit. Als sie älter wurde, fürchtete sie, von ihren Eltern zur Heirat gezwungen zu werden, und darum schnitt sie sich heimlich ihr wundervolles Haar ab".

Nach H. verbrannte sie obendrein noch

„das vielbewunderte schneeige Weiß ihrer Hände mit ungelöschtem Kalk".

„Dem Fasten", fährt das Brevier fort, „war sie über allem Menschenbrauch hin zugetan, und die vierzigtägige Fastenzeit verbrachte sie, ohne auch nur ein Stückchen Brot zu essen. Sie lebte lediglich" — ich bitte die Ärzte unter meinen Lesern aufzumerken — „von täglich fünf Zitronenkernen".



„.... denn auf wunderbare Weise wurde das Gesicht des Kindes zum Bild einer Rose verklärt...."

„Dann nahm sie das Kleid des dritten Ordens des hl. Dominikus, und nun verdoppelte sie noch die Strenge ihrer Lebensführung. Ihren mächtigen und ganz rauhen Bußgürtel bespickte sie überall mit kleinen Nadeln. Unter ihrem Kopfschleier trug sie Tag und Nacht ein Geflecht, das auf der Innenseite mit scharfen Stacheln besetzt war" —, also eine Dornenkrone. „Und weil sie dem schwierigen Beispiel der hl. Katharina von Siena folgen wollte, trug sie eine dreifach um die Lenden geschlungene Eisenkette. Ihr Ruhelager machte sie sich aus knorrigen Baumstämmen, und die Höhlungen darin füllte sie mit Scherben aus. Ihre winzige Zelle errichtete sie sich im hintersten Winkel des Gartens, wo sie sich unter häufigen Geißelungen himmlischen Betrachtungen hingab. Durch ständige Nachtwachen mergelte sie ihren Körper aus, und, vom Geiste belebt, zertrat und überwand sie in häufigen Kämpfen siegreich die Gespenster der Dämonen."

„Schwer hatte sie zu leiden durch Krankheitqualen, durch Spöttereien der Hausgenossinnen und böse Zungen. Dabei beklagte sie

sich, daß sie noch immer nicht genug bekäme an verdienter Trübsal. Fünfzehn Jahre hindurch verzehrte sie sich vielstundenweise in Verlassenheit und Ausgedörrtheit des Geistes. Aber diese Anfechtungen, bitterer als der Tod, trug sie mit starkem Geiste. Von da an lebte sie im Überfluß himmlischer Genüsse, im Lichte von Visionen, hinschmilzend in seraphischen Gluten. Durch immer neue Erscheinungen verkehrte sie in vertrauter Gemeinschaft mit dem Schutzengel, der hl. Katharina von Siena und der jungfräulichen Gottesmutter. Und diese Stimme von Christus selbst ward sie zu vernehmen gewürdigt: ‚Meine Braut sollst du sein, du Rose meines Herzens!'"

So verzehrte sich das arme Leben der bedauernswerten Kranken, bis sie 1617 starb.

Wir aber wissen jetzt, wie sich die Kirche die Sühne für millionenfache Blutschuld vorstellt.

Die Sache ist so einfach, daß einen Menschen mit gesundem Verstande das kalte Grauen ankommt.

2. September

König Stephan der Heilige von Ungarn

Jeder von der Kirche unter ihre Heiligen aufgenommene König gibt uns in seiner Lebensgeschichte einen Beitrag zu der Auffassung, die das Christentum und Rom von dem Verhältnis des Staates zur Kirche hatte und heute noch hat. Werden doch die Bilder solcher Herrscher, gleichgültig ob sie geschichtlich ganz richtig gezeichnet sind oder nicht, denen, deren unmittelbarer wirtschaftlicher und politischer Vorteil solche Fürsten sind, nämlich den priesterlichen Funktionären der Romkirche, durch das amtliche Brevier immer wieder von neuem vor Augen geführt. Und jeder Zug eines Herrschers, der von solchen Wunschbildern abweicht, ist für Rom heidnisch-weltlicher Greuel, zum mindesten aber Unvollkommenheit.

Sehen wir uns also daraufhin die römische Schilderung des Mannes an, für den im Jahre 1001 die Stephanskrone geschaffen wurde, den heiligen König Stephan von Ungarn. Er war es, wie das Brevier sagt,

„der nach Ungarn den Glauben Christi und den Glanz des Königtums brachte. Die Königskrone wirkte er sich von dem römischen Pontifex aus, der ihn auch zum König salben ließ —", diese Salbung zum König hat Rom vom Judentum übernommen! „Dem apostolischen Stuhle weihte Stephan denn auch sein Königreich",

das heißt, er nahm es gewissermaßen vom Papste zum Lehen, wodurch er also den römischen Pontifex als Weltbeherrscher anerkannte. Als solchen hat sich der Papst denn auch immer gefühlt. Lesen wir nur, wie Innozenz III. seine angebliche Gewalt über die Könige begründet:

„Daß wir aber auch zwingen können und dürfen, geht daraus hervor, daß der Herr sagt zum Propheten: ‚Ich habe dich über Völker und Königreiche gesetzt, auszureißen, zu zerstören, und wieder zu bauen und zu pflanzen.'" (Decretale ‚Novit'.)

In dieser Anschauung ist sich Rom immer gleich geblieben. So sagt noch der „heilige" Kirchenlehrer Kardinal Bellarmin gegen Ende des 16. Jahrhunderts:

„Die weltliche Macht ist der geistlichen untertan. Daher ist es Sache des Papstes, darüber zu entscheiden, ob ein König abgesetzt werden muß oder nicht" [23]).

Dann nenne ich noch den frechen Protest Klemens XI. in seiner Ansprache an die Kardinäle vom 18. April 1701 gegen die Annahme der Königswürde durch Friedrich I. von Preußen:

„Wie sehr diese offenbare Tat für den apostolischen Stuhl beleidigend, wie sehr sie den heiligen Satzungen, durch die bestimmt ist, daß ein ketzerischer Fürst viel eher seine alte Ehre verlieren soll, als daß er neue hinzuerwerben darf, zuwider ist, das eurer tiefen Frömmigkeit und eurem offensichtlichen Eifer auseinanderzusetzen, halten wir für mehr als überflüssig. Wir wollen euch jedoch wissen lassen, daß wir das durchaus nicht unbemerkt gelassen haben, ja sogar, um unserem Amte Genüge zu tun, diese freche und gottlose Untat in Briefen an die katholischen Fürsten offen verurteilt haben..."

Aus einem dieser Schreiben, nämlich an Ludwig XIV. von Frankreich, sollte jeder Deutsche wenigstens die folgenden Sätze kennen:

„Derhalben verlangen wir, daß Ew. Majestät... demjenigen keine königliche Ehre erteilen, welcher sich derselben allzu unvorsichtig angemaßet. Dergleichen Leute das göttliche Wort selbst straft und verwirft: ‚Sie haben regiert, und nicht durch mich! Sie sind Fürsten geworden, und ich habe sie nicht erkannt!'" [24])

Endlich schrieb noch am 7. August 1873 Pius IX. an Kaiser Wilhelm I.:

„Jeder, der die Taufe empfangen hat, gehört in irgendeiner Be-

---

[23]) Nach Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums. Tübingen. 4. Aufl. 500. Der weiterhin genannte Protest Mirbt 540.

[24]) Lünig, Teutsches Reichs-Archiv V., Pars specialis 3. Teil, S. 281.

ziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papste an[25])."

Es hat sich also in mehr als tausend Jahren hier nichts geändert. Und ein Fürst, wie ihn Rom sich wünscht, würde heute noch genau so handeln, wie Stephan von Ungarn, von dem das Brevier weiter berichtet:

„Er gründete bewundernswert gläubig und freigebig die verschiedensten Stätten der Frömmigkeit (Klöster), in Rom, in Jerusalem, in Konstantinopel; in Ungarn das Erzbistum Gran und zehn Bistümer. Den Armen gegenüber war er gleich in Liebe und Gebefreudigkeit; er ehrte sie wie Christum selbst und ließ niemanden traurig und unbeschenkt gehen. Oft kam es vor, daß er, wenn er, um ihre Not zu lindern, seine reichen Vorräte erschöpft hatte, auch noch seinen Hausrat verschenkte. Mit eigenen Händen pflegte er den Armen die Füße zu waschen, nachts allein und unerkannt die Siechenhäuser zu besuchen, die Darniederliegenden zu bedienen und die übrigen christlichen Liebespflichten auszuüben. Zum Lohn für diese Tugenden ist denn auch seine rechte Hand, nachdem der übrige Körper verwest war, unversehrt geblieben."

Es ist eben immer das gleiche: genau den Lehren der Bibel entsprechend ist dem frommen Christen der aufrechte, an Leib und Seele gesunde Mensch nichts, hoch über ihm steht der schmutzige, umherbettelnde Nichtstuer, der ein Bild Christi darstellt. Und die gesamte sogenannte Caritas ist nur dazu da, dem Geber Verdienste zu verschaffen, den Bettler aber, damit durch ihn noch weitere Verdienste erlangt werden können, notdürftig am Leben zu erhalten, wobei also keinesfalls die religiös hochbedeutsame Einrichtung der Bettelei angetastet werden darf. Insofern hat es sogar noch seinen himmlischen Nutzen gebracht, daß man durch die Verchristung und deren Folgen erst unübersehbar große Teile freier nordischer Bauernvölker zu besitzlosen Bettlern machte. Kann sich doch niemand an einem Menschen, der sich selber sein Brot zu verdienen und der seinen Besitz zu halten und zu mehren weiß, den Himmel verdienen. So kamen lediglich durch die unausstehliche Bettlerplage viele mittelalterliche Menschen in den Heiligenkalender.

---

[25]) Mirbt 611. Siehe zu alledem: „Papstbriefe", zusammengestellt und eingeleitet von R. Scheu. Ludendorffs Verlag, 1938.

Aber es kommt noch etwas ganz Gewichtiges hinzu: je widerlicher und je tiefer sich ein Herrscher erniedrigt, desto größer ist der Triumph der Kirche. Immer wieder hat ein Volksführer zu beweisen, welch ein armseliger Wurm er ist gegenüber den wie auf unnahbarer Jahwehwolke wandelnden Hohenpriestern und Priestern Roms. Das ist wohl der wesentliche Grund dafür, weshalb gerade das Brevier immer wieder mit wahrstem Behagen diese widerlichen asiatischen Erniedrigungen der Fürsten berichtet. Die große und verantwortungsvolle völkische Aufgabe, deren Erfüllung die erste und einzige Pflicht eines Fürsten ist, kann Rom und der rechte Christ überhaupt ja nie auch nur ahnen. Nur die Herauserlöstheit aus alledem entspricht dem echten Christentum. So kann auch das Brevier bei Stephan fortfahren:

„Im Eifer des Gebetes verbrachte er fast alle Nächte schlaflos, und, versenkt in Betrachtung himmlischer Dinge, ganz seiner Sinne entrückt, hat man ihn oft hoch in der Luft schweben sehen. Den Anschlägen persönlicher Feinde wie auch starker Kriegsgegner entging er mehr als einmal durch die Wunderkraft des Gebetes. Er heiratete Gisela von Bayern, die Schwester des heiligen Kaisers Heinrich II., und sie schenkte ihm einen Sohn, Emmerich, dessen spätere Heiligkeit bewies, wie sehr Stephan ihn zu Sittenstrenge und Frömmigkeit erzog."

Und nun beachten wir das folgende wieder genau:

„Die Angelegenheiten seines Reiches betrieb er so, daß er von überall her die klügsten und heiligsten Männer", also für die Weltherrschaft Roms arbeitende Geistliche — „heranzog und niemals etwas ohne ihren Rat unternahm" —,
also auch nicht den Raubkrieg gegen das Deutsche Reich, den er sofort nach dem Tode Kaiser Heinrichs II. ins Werk setzte: auf die Deutsche Kaiserkrone hatte er es nämlich abgesehen; denn Rom hätte ja wohl keinen gefügigeren Vogt, Statthalter oder Büttel, — wie man es nennen will, finden können. Aber der große Deutsche König Konrad II., der die Machtgelüste der Kirche mit eiserner Faust niederhielt, schlug den „Heiligen" gründlich aufs Haupt und sicherte aufs neue die Ostmark gegen die Einfälle alles ungarischen Raubgesindels [26]). Stephan beschränkte sich also jetzt notgedrungen auf Ungarn

[26]) König Konrad, vielleicht neben Heinrich I. die großartigste Gestalt unter den Deutschen Königen, starb denn auch nach nur 15jähriger Regierung, ganz plötzlich und unerwartet! Und der Treueste der Seinen, sein Vetter, der jüngere Konrad genannt, starb acht Tage nach ihm, beide wohl „zur rechten Zeit".

und „erflehte von Gott aufs allerdemütigste", wie das Brevier erzählt, „in Asche und Bußgürtel, daß er noch gewürdigt werde, das ganze ungarische Reich vor seinem Tode katholisch zu sehen. Mit vollem Recht wurde er wegen seines gewaltigen Eifers zur Verbreitung des Glaubens der Apostel dieses Volkes genannt. Und ihm wie seinen Nachfolgern gab der römische Pontifex selbst die Befugnis, ein Kreuz vor sich hertragen zu lassen. Die Gottesmutter verehrte er wahrhaftig feurig, zu ihrer Ehre baute er eine großartige Kirche" — selbstverständlich mit fetter Pfründe —, „und setzte sie dann zur Patronin Ungarns ein. Die Jungfrau ihrerseits nahm ihn genau an dem Tage ihrer Himmelfahrt, den die Ungarn auf Anordnung des hl. Königs den ‚Tag der großen Herrin' nennen, in den Himmel auf. Sein heiliger Körper gab einen lieblichen Duft von sich und floß über von himmlischer Flüssigkeit,"

was wir, die wir leider nicht über die besonders abgestimmten Nasen des Mittelalters verfügen, in der Regel mit Verwesungerscheinungen zu bezeichnen pflegen. Viel wichtiger aber für uns ist Stephans noch erhaltenes Vermächtnis an seinen Sohn Emmerich, der indes schon vor ihm starb. Hier finden wir in dürren Worten das ganze Geheimnis der Staatskunst im Geiste Roms: die Weisung, „den katholischen Glauben treu zu bewahren, das Wohl der Kirche zu fördern und die Geistlichkeit zu ehren. Demut, Gebet und Wohltun" — das ist alles. Von Volk und Vaterland kein Wort. Trotzdem liegt Völkerschicksal darin beschlossen: von Stephan über Habsburg bis Dollfuß und Schuschnigg.

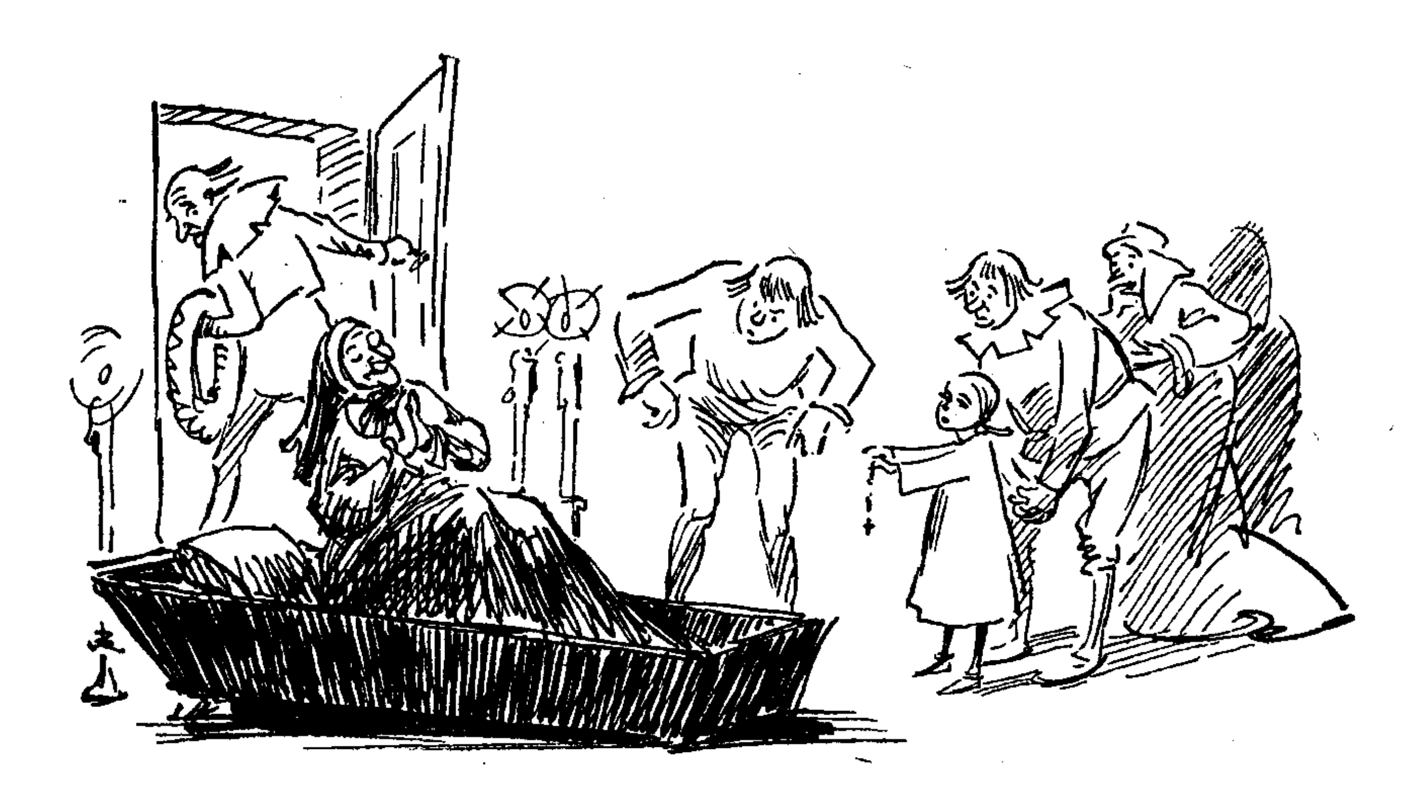


3. September

Rosa von Viterbo

Gerade in unseren Tagen beliebt es der Katholischen Aktion, die Rosa von Viterbo, deren Gestalt bisher in Deutschland fast unbekannt und ungenannt war, mit wahrem Überschwang herauszustellen. Warum? Weil sich an diesen zum Teil recht legendenhaften Stern des christlichen Heiligenhimmels das Andenken an jenen Machtkampf knüpft, den seinerzeit das endgültig größenwahnsinnig gewordene Papsttum gegen den gewaltigen heidnischen Staufer Friedrich II. führte. Diese furchtbaren Kämpfe, in deren Verlauf der größtenteils nordrassische italienische Adel fast weggeschächtet wurde und die mit dem völligen Sieg der Kirche und dem Untergang der Staufer endeten, — Friedrich II. starb 1250, sein Sohn Konrad IV. schon 1254, dessen Bruder Manfred fiel 1265 im Kampf gegen den päpstlichen Büttel Karl von Anjou, drei Jahre später richteten die päpstlichen Franzosen den jungen Konradin in Neapel hin, und als letzter Staufer starb Enzio, des großen Friedrich Lieblingsohn, 1272 nach 23jähriger Gefangenschaft im Kerker zu Bologna, — diese Kämpfe, diese schauerlichen Zeiten des Ansturms der Niederrassigen, bilden den Hintergrund des Lebens der Rosa von Viterbo, und so soll ihr Bild dem Katholiken wohl ein Trost sein in unserer „schweren Zeit", da Deutschland sich wieder seiner Rasse und eines gewissen Erbes seines unvergeßlichen Staufen-Kaisers erinnert.

Aber auch für den Seelenarzt wie für den Erforscher der Volksseele ist der Bericht über Rosa lesenswert. Wir sehen hier mit Erschrecken, was ein irrer Mensch vermag in einer Zeit, die geistig aus den Fugen ist und in der fast dem ganzen Volk der Minderrassigen etwas wie Irrsinn aus den Augen flackert; in einer Zeit, da die



religiösen Leidenschaften ununterbrochen neue schwelende Brände erzeugen und ein einziger Funke hinreicht, die Einwohnerschaft ganzer Städte zu Verrückten zu machen. Rom wiegelte ja damals, eben weil der Kaiser durchgestoßen war zur Freiheit des germanischen Adelsmenschen, alle Kräfte des Aberglaubens und der ansteckenden Hysterie gegen ihn auf. Das Werk Friedrichs versank denn auch im Pesthauch asiatischen Seelengiftes. Nur seine über alle Beschreibung herrlichen germanischen Bauten stehen noch, als ewig und einsam ragende Zeugen dieses gewaltigen Deutschen Geistes.

Und nun mag uns die kurze Lebensgeschichte der Rosa von Viterbo einen kleinen Ausschnitt aus jener Zeit wie mit Scheinwerferlicht erhellen. Von Rosa selbst freilich bleibt, wenn man alles Legendenhafte abzieht, nichts als ein armes krankes Kind in einer für epidemische Geisteskrankheiten anfälligen Umgebung. Nach dem Brevier war Rosa „schon als Kind mit allem Glanz der Tugend geziert. Sie wurde zu einer Lehrmeisterin der Vollendung, als sie kaum zu sprechen gelernt hatte. Die Eitelkeiten der Welt haßte sie und in rauhem Kleide ging sie barfüßig einher. Mit Bußgürtel, durch Fasten und andere strenge Übungen tötete sie ihren kleinen Körper ab. Immer hatte sie Zeit zur Betrachtung göttlicher Dinge. Diese außergewöhnliche Heiligkeit wollte Gott durch Wunder bezeugt wissen. So rief Rosa, noch ein kleines Mädchen, ihre verstorbene Großmutter wieder ins Leben zurück. Wer sie," — natürlich Rosa, nicht die Großmutter! — „nur

ansah, bekam Liebe zur Jungfräulichkeit, die sie schon immer eifrig wahrte. In ihrer Liebe zu den Armen war sie von größtem Eifer. Als sie ihnen einmal zur Winterszeit ein Brot brachte, das sie sich selber abgezogen, befahl ihr der Vater, ihm zu zeigen, was sie da im Schoße versteckt habe, — und das Brot war in Rosen verwandelt."

Unser Gewährsmann H. geht sogar noch weiter: wie sie es überhaupt „fertig brachte, aus der niedrigen Hütte ihres Vaters und der leeren Truhe weißes Brot und grüngeäderten Ziegenkäse hinauszutragen und damit den armen Wandersmann zu letzen," — Herr H. scheint zu glauben, solche mit gefärbtem Zuckerwässerchen geschriebenen Sätze seien Poesie! — „— das bewahrte sie zeitlebens als scheues Geheimnis".

Unerfindlich ist dabei nur, warum Jahweh, wenn er den armen Wandersmann „letzen" wollte, diesem nicht gleich den „grüngeäderten Ziegenkäse" von seinen himmlischen Milchgeißen in den Rucksack zauberte.

„Als sie ihr siebentes Jahr vollendet hatte," berichtet das Brevier weiter, „entbrannte sie vor Sehnsucht nach der Einsamkeit. Sie wählte sich ein winziges Kämmerchen ihres Hauses, wo sie sich gleichwie in freiwilliger Gefangenschaft einschloß und hitzig dem Gebet und der Züchtigung ihres Körpers oblag."

Wir bemerken: diese krankhaften Selbstprügeleien einer Siebenjährigen setzt die Kirche ihren Priestern als Zeichen höchster Heiligkeit vor. Bei H. erfahren wir aber noch mehr von derartigen für den Psychiater wissenswerten Zeichen des induzierten Irreseins: wenn nämlich der Vater des Mädchens einmal hinaufstieg und in der heiligen Rumpelkammer nach dem heiligen Kinde sehen wollte, — sie schien nämlich die ganze Zeit über mit den Engeln und Heiligen gespielt und gebetet zu haben,

„so sah er nichts, und Rosa lächelte nur zu seinen tausend Fragen. Nahm er das Kind dann auf seine Arme und trug es die Leiter hinunter, so entwischte es ihm unversehens, und ein halbes Stündlein später kam ein Nachbar gegangen, der erzählte, er habe Rosa in den Straßen der Stadt gesehen, wie sie laut vor sich hinsang. Keine Kinderliedchen!" — Bewahre! Wie sollte auch ein Kind, „das so hold und natürlich war wie je ein Kind" (H.), auf die verruchte Idee kommen, Kinderliedchen zu singen? Pfui Teufel!

„Nein, seien es überhaupt Lieder gewesen? ‚Gott und Maria, Gott und Maria!' — mehr habe er eigentlich nicht gehört, und alle Leute hätten andächtig die Hände gefaltet —."

„Im übrigen rief sie", nach dem Brevier, „in ihrer Rumpelkammer Gottes Güte an für die Ruhe der heiligen Kirche, die durch die Niedertracht des Kaisers Friedrich so furchtbar gestört wurde. Infolge des täglichen Selbstquälens fiel sie in eine tödliche Krankheit, wurde aber getröstet durch einen Besuch der allerseligsten Jungfrau, die ihr befahl, in den dritten Orden des hl. Franziskus einzutreten."

Ganze zehn Jahre war sie damals alt, und nun begann sie auch noch, auf dem Marktplatz öffentlich zu predigen. Und wirklich, die Bürger von Viterbo kamen in hellen Scharen herbei, um sich dies „von Gott erleuchtete" Kinderlallen anzuhören. So führte Rosa „durch fromme Ermahnungen und schwerwiegende Beweise viele Abgefallene zurück zum Glauben und zum Gehorsam gegen den römischen Pontifex" (B.).

Denn einzig darum ging es ja. Hatte sich doch die Stadt Viterbo auf die Seite des Kaisers geschlagen. Herr H. führt das, mit deutlicher Spitze gegen unseren völkischen Staat, seinen katholischen Lesern noch breiter aus und formt es noch zielbedachter als das Brevier: An den Eisenköpfen der Umbrier, sagt er,

„sei manche priesterliche Mahnung" — zum Abfall und Verrat am Kaiser natürlich —" wirkungslos abprallt. Daß aber ein unschuldiges Kind aus ihrer Mitte an ihr Gewissen rührte, ging ihnen nahe und schmolz ihren Widerstand. **Sie widersagten dem Kaiser und aller Irrlehre und läuteten die Glocken zum Zeichen, daß sie wieder auf Seiten des Papstes und der Kirche stünden**"[27]). Ja, man kann eben aus der Geschichte lernen. Aus der Geschichte der Heiligen sogar „hohe Politik", und mögen diese Darstellungen noch so syrupsüß dahingeschmalzt sein.

In Viterbo aber griff jetzt der Kaiser ein, mit bezeichnender Deutscher Milde. Er verbannte, wie das Brevier sagt,

„Rosa mit ihrem ganzen Anhang, und sie kam in benachbarte Städte, wo sie in prophetischem Geist den Tod Friedrichs und den Frieden der Kirche voraussagte."

---

[27]) Hervorhebungen von uns! Im übrigen gab es damals gar keine „Irrlehre". Lediglich die Treue dem Kaiser gegenüber wurde Irrlehre genannt.

Solche sonderbaren Voraussagungen sind uns ja ebenfalls aus der Geschichte in Mengen bekannt: Voraussagen des Hasses und des organisierten Vernichtungswillen. Der Kaiser starb denn auch, erst 56jährig, kurze Zeit darauf. Jetzt kehrte Rosa unter dem größten Jubel der ganzen Bevölkerung nach Viterbo zurück, — fünfzehn Jahre alt war sie inzwischen geworden,

„und bat um Aufnahme bei den Klarissen. Die weigerten sich, weil das Mädchen zu arm war —“(B.),

oder wie H. sich zierlicher, sentimentaler und schonender ausdrückt, mit einem wehleidigen Glucksen der Feder:

„Die Klarissen wiesen sie zurück, weil sie sogar für die Armut dieses Klösterleins noch zu arm war,“

aber, fährt das Brevier fort,

„sie sagte gleich voraus, daß sie als Tote einst in dem Kloster weilen werde. Dann kehrte sie in ihr altes Loch daheim zurück, wo sie nach zwei Jahren von einer Krankheit befallen wurde. Und seufzend nach dem himmlischen Vaterland wanderte sie, voll der Verdienste, zu ihrem Bräutigam, nachdem sie ihr 18. Jahr noch nicht vollendet hatte ...“

Später wurde ihr Leichnam feierlich in das obengenannte Kloster überführt. Und dort liegt sie — wie das Brevier behauptet — „bis zum heutigen Tage zum Erstaunen des ganzen Erdkreises unverwest und mit biegsamen Gliedern, durch immer neue Wunder verherrlicht.“

„Ihr Fest“, sagt H., „feiert die Kirche am 4. September“, und so erneuert sie in den Seelen ihrer Priester alljährlich durch das Brevier die Gefühle asiatischen Hasses gegen nordischen Freiheitwillen.

9. September

Peter Claver

Daß es in Spanien einen Mann gab, dem das furchtbare Los der Negersklaven in Südamerika zu Herzen ging, kann man als eines der ganz vereinzelten kleinen Ehrenblätter in der blutigen Geschichte des neuen Erdteils seit dessen spanischer Wiederentdeckung bezeichnen. Daß es aber diesen Mann überhaupt geben konnte, also daß Zustände herrschten, die sein Wirken erst ermöglichten, wird für immer eine unauslöschliche Schmach des Christentums, insbesondere Roms bleiben. Selten ja zeigt sich mit so erschütternder Deutlichkeit wie hier das Doppelgesicht von Kirche und Christentum. Auf den Schultern des misch- und niederrassigen Sklavenproletariates der antiken Welt ist das Christentum entstanden, und von Anfang an nahm es die Sklaverei als einen Zustand hin, den zu ändern in keiner Weise die Aufgabe der Kirche sei, die lediglich für die Rettung der Seelen schaffe. Es ist und war also unabänderlicher Grundsatz der Kirche, in bezug auf wirtschaftliche und politische Einrichtungen, die ihr und ihrer Macht förderlich sind, seien sie auch noch so menschenunwürdig, streng „unpolitisch" zu bleiben und sich nur auf das „Religiöse" zu beschränken. Sowie sie aber auf Verhältnisse stößt, die auch nur im mindesten der Kirchenmacht unzuträglich sein oder sie gar bedrohen könnten, sind der Kirche alle religiösen und politischen Mittel recht, um diese Widerstände zu brechen. Mit frommem Augenaufschlag stand man also beiseite, als die Zustände der Sklaverei zum Himmel schrieen: „Nicht unsere Sache ist es hier zu helfen! Den Seelen gilt unsere Sorge!" Dagegen stürzte man sich gleich reißenden Wölfen auf die zur Zeit der Verchristung noch bestehende Freiheit des germanischen Bauern und rastete nicht, bis durch Ausnutzung aller staatlichen, wirtschaftlichen und kirchlichen Mittel diese Freiheit zerbrochen und auch der

Deutsche versklavt war, — worauf man dann ruhig wieder die alte Walze auflegen und den bekannten frommen Augenaufschlag folgen lassen konnte: „Leider können wir an diesen Zuständen, so tief bedauernswert sie auch sind, nichts ändern. Wir sind streng unpolitisch und nur für die Seelen da." Oder, wie Luther 1521 den „stürmenden Bauern" zurief: „Die Taufe macht nicht Leib und Gut frei, sondern die Seelen."

Ein Schulbeispiel für das alles ist die Lebensgeschichte des Peter Claver (gest. 1650).

„Wo ist der Glaube," sagt H., „der Männer hervorbrachte wie ihn? Man mag die Geschichte des menschlichen Heldentums durchblättern, auf welcher Seite man will, sein Beispiel ist ohnegleichen. Vierzig Jahre Dienst an vertierten, haßerfüllten Negersklaven, vierzig Jahre Kampf gegen Seuche und Laster in der Hölle des Äquators ..., dazu reicht bloßes Mitleid oder menschenfreundliche Gesinnung nicht aus. Solche Charaktere wachsen nur in der Gnade Christi, die alle Menschenkraft übersteigt."

Wir haben hier die glatte Umkehrung der gottgewollten Weltordnung: um die Auswirkungen der „Gnade Christi" zu erfahren, muß der Mensch erst verelendet, fast vertiert vor Not sein. Die „Gnade", das Christentum überhaupt, sie brauchen ja lebensnotwendig dieses Elend. Denn nur vor solchem Hintergrund von Düsternis und Zerstörung aller Werte kann das „Licht des Christentums" gesehen werden, das in einer geordneten, ihrer göttlichen Aufgabe bewußten Menschheit genau so überflüssig wäre, wie eine Laterne am strahlenden Mittag.

Sehen wir nun zu, wie der „wahrhaft christliche" Mensch, dieser „in der ganzen Geschichte des menschlichen Heldentums unvergleichliche" Mann ausschaut, der in eine solche umgekehrte Welt und in eine Wertordnung mit vertauschten Vorzeichen hineingestellt wird.

„Peter Claver," so erzählt das Brevier, „ein Spanier von reinsten Sitten, schloß sich als junger Mann der Gesellschaft Jesu an. Beispielhaft lebte er schon im Noviziat... Nach seinen Studien schickten ihn die Oberen nach Südamerika. Dort landete er in Carthagena und weihte durch ein Gelöbnis beim hl. Sakramente sein ganzes Leben den Negern, die man dort zu schändlichem Sklavereiverkauf einführte."

„Seine Gelübdeformel,“ ergänzt H., „hatte er unterzeichnet: ‚Petrus Claver, allezeit Sklave der Neger‘.“

Sein Gottesstolz war also im Noviziat der Jesuiten für immer gebrochen worden. Überhaupt war er von solcher Herausérlöstheit, „daß er auf dem Wege zum Hafen, von wo aus ihn die spanische Galeere für immer davontrug, nicht einmal sein Elternhaus besuchte und Abschied von den Seinen nahm. Es ist nun gar nicht zu sagen, was er 40 Jahre hindurch an Arbeit leistete, die Neger in geduldiger Liebe mit christlicher Lehre zu erfüllen“ (B.).

Als nicht lange vorher die Horden der katholischen Eroberer aus Spanien die heidnischen Ureinwohner Amerikas zu Millionen abschlachteten, dachte die Kirche gar nicht daran, hier Einhalt zu gebieten. Und nun führten eben diese gleichen tieffrommen Spanier in das ungeheuer entvölkerte Land als billige Arbeitstiere Negersklaven ein, deren „Apostel“ für lange Zeit Peter Claver wurde.

„Er half“ — nach dem Brevier — „nicht nur ihren Seelen, sondern auch ihren Körpern. Sowie nämlich die beladenen Schiffe in jenem Hafen landeten, war er, das Kreuz in der Hand, zur Stelle, und wie ein Vater seine Kinder, umarmte er liebevoll die Neger, die vor Elend fast umkamen, den Nackten schenkte er Kleider, den Hungernden gab er zu essen, den Kranken Medizin. Den an pestilenzialischen Geschwüren und anderen Krankheiten Leidenden half er, ohne an sich selbst zu denken, mit besonderer Sorge. Oft sah er dabei ihre faulenden Schwären, die er mit größtem Eifer behandelte, — vergeblich war aller Brechreiz der Natur, — und so wurde er von Gott mit größten Gaben begnadet. Manche, die die Ärzte schon aufgegeben. machte er plötzlich wieder gesund. Vielen Gefangenen, die des Augenlichtes beraubt waren, gab er die Sehkraft zurück. Dreie weckte er von den Toten auf —.“

Es geht eben nicht anders: sogar in ein geschichtlich fast bis in alle Einzelheiten nachprüfbares Lebensbild muß Rom noch seine unsinnigen Wunderberichte einschmuggeln —, und dann haben wir immer wieder von neuem seine widerliche Freude am Ekelhaften festzustellen. Daran kann sich der Berichterstatter gar nicht genug tun und erzählt also im Brevier über Peter Claver weiter:

„Sein Pallium, das er den Kranken auf- oder unterzulegen pflegte, mochte es auch noch so sehr vom Eiter der Wunden be-

schmutzt sein, gab den süßesten Duft von sich" — (wohl den sattsam bekannten Geruch der Heiligkeit), — „und durch seine Berührung sind mehrere ganz grauenvoll Erkrankte augenblicklich gesundet."

Wir sehen also bestätigt, was ich eben sagte: nicht im entferntesten kam es diesem Peter Claver in den Sinn, gegen die Sklaverei selber vorzugehen, die zu unterdrücken den damals noch allmächtigen Orden, insbesondere der Dominikaner und Jesuiten im Verein mit dem Papste ein leichtes gewesen wäre. Gerade in der Hochblütezeit der „heiligen Inquisition" hätten sie ohne Schwierigkeiten ihren Willen durchgesetzt. Aber nein, solche Zustände sind dem Christentum eben gottgewollt, ja hochwillkommen, da sie den Seelenfischern reiche Ernte zu bringen pflegen. Herr H. sagt es ja eiskalt heraus, was die Hauptsache war:

„den neuangekommenen Negern christlichen Unterricht zu erteilen, sie zu taufen und mit ihrem Schicksal auszusöhnen!"

Auf diese Weise bekommt eben der Himmel den nötigen Bevölkerungszuwachs, und das Verdienstkonto der „Bekehrer" wird um so größer. Eine grauenhaft einfache Rechnung.

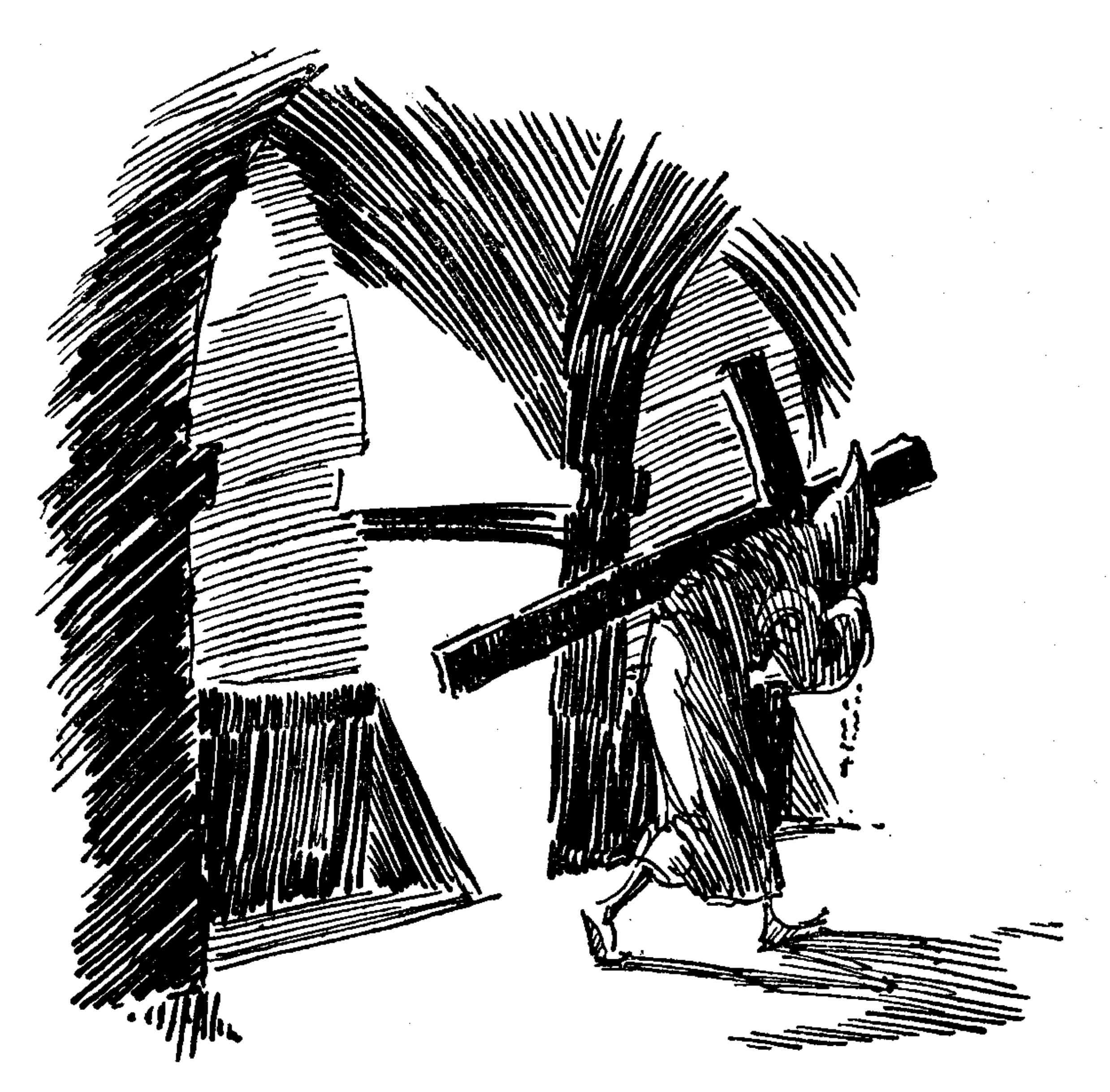
Daß diese Kirche der Herauserlösten nebenher noch jede Gelegenheit benutzt, um durch Lehre und Tat die Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Rassen zu zeigen, versteht sich eigentlich von selbst, ebenso daß dies von unserem im völkischen Deutschland schreibenden Gewährsmann Herrn H. bei Peter Claver mit nachdrücklicher Unterstreichung und deutlicher Spitze auf unseren Staat hervorgehoben wird:

„An den Sonn- und Feiertagen, wo sie nicht zu fronen brauchten, holte er die Sklaven der Stadt und näheren Umgebung zusammen und führte sie in die Kirche, sehr zum Ärger der Spanier und ihrer Damen, die sich in ihrem Rassestolz heftig beklagten, neben Negersklaven Platz nehmen zu müssen."

Im übrigen wendete Peter Claver die Zeit, die ihm sein Sorgen um die Neger noch ließ, dazu auf, um den „Irrgläubigen" und Mohammedanern beizustehen, dann aber auch den katholischen Bürgern und Reisenden.

„Nach Vollendung seiner täglichen Arbeiten wachte er bis tief in die Nacht hinein im Gebete —"

so berichtet das Brevier, und was es in diesem Falle ausnahms-



weise einmal verschweigt, fügt H. mit Nachdruck hinzu, als sei diese krankhafte Beschäftigung gerade heute wieder besonders zeitgemäß:

„Er geißelte sich jede Nacht dreimal, um durch die Schmerzen und das rinnende Blut dem beleidigten Erlöser für die Sünden fremder Menschen Abbitte und Sühne zu leisten.“ —

Welche für uns unfaßbare Gottvorstellung! —

„Jeden Freitag ging er nächtlicherweile den Kreuzweg durch die Gänge des Jesuitenkonvents, ein schweres Kreuz auf dem von Geißelhieben wunden Rücken schleppend. Sein Bett war eine Ochsenhaut, ein Holzklotz sein Kopfkissen. Fast immer war sein Antlitz zerstochen und geschwollen von Moskitoschwärmen, denen er niemals wehrte...“

Wir sehen also, daß wir, trotz des von uns anerkannten guten Herzens von Peter Claver, wieder einmal einen durch und durch kranken Menschen vor uns haben, dem das Ernstnehmen der Christenlehre den Geist wenn nicht zerstörte, so doch zerbrach.

28. September

Wenzel von Böhmen

Immer wieder stellt Rom mit besonderem Nachdruck und — man merkt es in jedem Wort — mit größter Genugtuung diejenigen Landesfürsten heraus, die nach seinem Herzen waren. Wir können so schon aus den wenigen Lebensbildern, die wir in diese Schrift hineinnahmen, einen rechten Fürstenspiegel, einen römischen „Knigge" für Volksbeherrscher zusammenstellen. So liegt die Sache auch bei dem Landesheiligen der Böhmen, dem guten Trottel Waclaw oder Wenzel, dessen Leben in jene Zeit fiel, da sich das Christentum mit seinen Bischofssitzen, Klöstern und Stiftern breit und behaglich in dem schönen und reichen, bis dahin heidnischen Lande einnistete. Ich brauche also nur das Lebensbild dieses ersten Wenzel nach dem Brevier hierherzusetzen, und man sieht jene Zeit und ihre Ziele wie mit Blitzlicht erhellt.

„Wenzels Vater war der christliche Herzog Wratislaw und die Heidin Drahomira. Von seiner Großmutter Ludmilla, einer außerordentlich frommen Frau, wurde er in Gottesfurcht erzogen. In allen Tugenden ragte er hervor, und mit größtem Eifer bewahrte er seine Jungfräulichkeit das ganze Leben hindurch unversehrt."

Gerade das Letztere ist ja für die Kirche bei einem Landesfürsten wichtig: stirbt ein Herrscher kinderlos, so liegt es immer hauptsächlich an den kirchlichen Großen, durch alle möglichen Pfiffe und Kniffe den ihnen genehmen Nachfolger zu bestimmen. Im übrigen sehen wir nun, wie das Christentum die Sippe in Haß durcheinander bringt. Denn, wie das Brevier sagt, ließ Drahomira die alte Ludmilla „frevelhaft ermorden und brachte so die Verwaltung des Reiches an sich, die sie gottlos mit ihrem jüngeren Sohne Boleslaw führte.

Dadurch brachte sie den Adel gegen sich auf, und des tyrannischen und gottlosen Regiments überdrüssig," — man spürt die Hand der Kirche! — „warf man das Joch der beiden ab und rief Wenzel in Prag zum König aus."

Der war allerdings mehr nach ihrem Sinn, denn er hatte durchaus nichts anderes im Kopf als Bibel und Kirche und Beten.

„Er führte nämlich seine Herrschaft mehr durch Frömmigkeit, als durch Befehle. Den Waisen, Witwen und Bedürftigen kam er mit solcher Liebe entgegen, daß er des Nachts den Armen oft auf den eigenen Schultern Brennholz herbeischleifte. Häufig wohnte er Armenbegräbnissen bei, befreite Gefangene, und die in den Gefängnissen Festgehaltenen besuchte er in tiefster Nacht und tröstete sie mit Geld und gutem Rat. Schrecklich litt sein mildes Herz, wenn er jemandem, mochte er auch schuldig sein, das Todesurteil bestätigen mußte. In tiefster Frömmigkeit verehrte er die Priester," — die erste Forderung, die Rom an einen König stellt! — „eigenhändig säte er den Weizen und kelterte die Trauben, die für die Messe gebraucht wurden. Nachts machte er, auf nackten Füßen durch Schnee und Eis spazierend, Rundgänge von Kirche zu Kirche, und die blutigen Fußtapfen, die er hinterließ, wärmten die Erde."

„Engel hatte er als Leibwächter. Als er sich nämlich zu einem Zweikampf mit Herzog Radislaw stellte — um zur Wohlfahrt der Seinen beizutragen —, sah man Engel, die ihm die Waffen reichten und dem Gegner zuriefen: ‚Daß du nicht zuschlägst!' Der Feind, außer sich vor Entsetzen, warf sich in Ehrfurcht nieder und bat um Verzeihung. Als Wenzel nach Deutschland reiste, erblickte der Kaiser zwei Engel, die den auf ihn zuschreitenden Wenzel mit goldenem Kreuze schmückten. Da sprang er (der Kaiser) von seinem Throne auf, umarmte ihn, bekleidete ihn mit den königlichen Insignien und schenkte ihm einen Arm des heiligen Vitus. Nichtsdestoweniger" — die englische Leibgarde scheint also doch recht unzuverlässig gewesen zu sein — „ermordete ihn der gottlose Bruder auf Anstiften der Mutter: sie luden ihn zu einem Gastmahl ein, und als er nachher in der Kapelle betete, wissend, daß man seinen Tod vorbereitete, holte der Bruder seine Spießgesellen, und sie machten ihn nieder. Noch heute sieht man das Blut, das damals die Wände bespritzte. Und (— Rache Gottes! —) die unmenschliche

Mutter wurde von der Erde verschlungen —", eine Maßnahme, die vielleicht vor dem Mord angebrachter gewesen wäre. Aber Jahweh erfuhr von der Bluttat sicher erst, als es schon zu spät war! — „Die Mörder selbst kamen auf verschiedene Art ums Leben."

Im übrigen wollen wir es hier festhalten, daß das angebliche Schwert dieses Wenzel im September 1938, als sich das inzwischen ganz verwenzelte Böhmen, Tschechoslovakei genannt, dazu rüstete, gegen das Deutsche Reich den Weltbrand zu entfesseln, im Auftrage des Papstes dem Prager General Sirovy durch den Prager Kardinal überreicht wurde.



8. Oktober

Birgit von Schweden

Es steht mir eine verhältnismäßig reiche Auswahl von Kirchenheiligen zur Verfügung, an denen ich zeigen könnte, was Rom und Christenglaube selbst aus einer ursprünglich gesunden germanischen Frau zu machen imstande sind. Vor allem denke ich hier an die unglückliche Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Doch deren Leben ist den meisten bekannt genug, und sie zerbrach auch schon allzufrüh, vierundzwanzigjährig, an der furchtbaren Seelenvernichtung niederrassigen Asiatentums. Mögen auch die christlichen Schriftsteller von heute geradezu gluckſen vor weibischer Rührung und sich nicht genug tun können in zärtelnder Sprache, in Überschwenglichtun und Jesus-Minne-Mystik, so bleibt doch bei dem Elisabeth-Leben für jeden ehrlich denkenden und unverdorben fühlenden Menschen die ernste Tatsache hart bestehen, daß Unfug von keinem Standpunkte aus zu etwas anderem wird als Unfug, Schmutz immer nur Schmutz ist, Perversität Perversität und rituelles Menschenopfer Menschenopfer. Da hilft kein Rosenwunder, diese grauenvollen Dinge in Duft und Lieblichkeit zu verwandeln. Alle solchen Versuche sind billiger Hokuspokus, sind unwürdige Taschenspielerei, und das einzig Befreiende, was mit der Elisabeth-Tragödie zusammenhängt, ist, daß Deutsche Ritter den Untermenschen Konrad von Marburg, den Satan der armen Elisabeth, wie einen räudigen Hund totschlugen.

Ich will also eine andere germanische Frau herausstellen, die nordische Birgit [28]). Ihr neuester römischer Biograph, unser Herr H., überschlägt sich fast, um immer wieder Nordisches an ihr zu finden, nicht nur trotz, sondern wegen ihres Christentumes. Das ist heute ein

---

[28]) Birgit ist wohl Nebenform zu Berta und bedeutet dann: die Glänzende.

beliebter Trick, den wir nicht näher zu durchleuchten brauchen. Denn der römische Priester weiß genau so gut wie wir, daß die Christenlehre es mit allen Mitteln darauf anlegt und anlegen muß, eben diese nordische, allem Asiatentum wesensfremde Seele zu zerstören. Die induziert irre gemachte Seele pflegt dann oft, gerade weil sie nordisch ist, völlig außer sich zu geraten und in mystischem Überschwang ihr Todeslied zu singen[28a], was dann Rom kalt und berechnend beobachtet; und die Tote schreibt es nachher als Beispiel für die später Lebenden den Heiligen zu.

So war es auch bei Birgit.

Freilich war schon die Rassenseele des kleinen Kindes nicht mehr ungebrochen. Denn bereits ihre Eltern waren recht kirchenfromme Christen. Aber in echt römischer Anmaßung erzählt das Brevier, nur ihretwegen sei ihre Mutter Sigrid aus einem Schiffsbruch errettet worden: Jahweh wollte eben seine „Heilige" noch geboren werden lassen. Der Vater, ein nordischer Jarl, war aus königlichem Blute, aber schon klein genug geworden, um nach Spanien zum Sant Jago, nach Rom und sogar an die „heiligen Stätten" des Judenlandes zu wallfahrten. Das Kind Birgit wuchs trotzdem gesund auf, bis es, als zehnjährige, geradezu furchtbar beeindruckt wurde durch eine Blutpredigt über das Leiden des Jesus, die „ihre ganze Jugend, vielleicht sogar die Richtung ihres Lebens bestimmte; sie kniete die ganze Nacht hindurch weinend und vor Kälte zitternd vor einem Kreuzbild" (H.).
und da sah sie, nach dem Brevier, auf einmal dies Kreuz von frischem Blut übergossen, und
„Jesus sagte zu ihr: ‚Sieh her, wie bin ich verwundet worden.' Voller Ensetzen rief sie: ‚O Herr, wer hat dir das getan!'"

Daraus scheint sich nun doch ziemlich klar zu ergeben, daß sie bis dahin von dem ganzen neutestamentlichen Blutbericht noch keine Ahnung hatte. Nun, Jesus antwortete ihr:

„Das taten alle jene, die mich verachten und meine Liebe vernachlässigen!"

[28a]) Siehe die Werke von Dr. M. Ludendorff, namentlich „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Des Menschen Seele" und „Die Volksseele und ihre Machtgestalter".

Damit war ihre Seele für ihr Leben lang zerbrochen und der Heimat erstorben.

Noch in ganz jungen Jahren heiratete sie den ebenfalls noch jungen Jarl Ulf Gudmarsson, aber ich will lieber den bezeichnenden Ausdruck des Breviers gebrauchen: „Sie wurde ihm zur Ehe überliefert" und zog mit ihm auf seine Burg Ulfasa. Glücklich war sie, daß ihr Mann, „ein Ritter ohne Furcht und Tadel" — wie Herr H. sich bombastisch auszudrücken beliebt, „ihren lebendigen Glauben und ihre strenge Sitte teilte. Gemeinsam beteten, fasteten und büßten sie als Mitglieder des franziskanischen dritten Ordens, eines Sinnes bauten sie Spitäler und speisten sie jeden Tag zwölf Arme an ihrem Tisch."

Das Brevier fügt ausdrücklich hinzu, um die seelische Selbstvernichtung dieser Frau recht zu zeigen:

„Mit höchster Aufmerksamkeit bediente sie die Armen und pflegte ihre Füße zu waschen und zu küssen".

Zu waschen und zu küssen! Vor der Einführung des Christentumes im Norden hatte es dort noch gar keine „Armen" gegeben, jetzt aber wimmelte das ganze Land von Nichtstuern, obschon sich die Bevölkerung gegen früher eher vermindert als vermehrt hatte. Abgesehen von der ungeheuren Verschlechterung der sozialen Lage durch die neue völlig ungermanische Verteilung von Grund und Boden infolge der christlichen Ordnung und der Besitzgier von Kirchen und Klöstern, war es eben das Christentum, das die Scharen dieser landstreichenden Faulenzer als wandelnde Christusse geradezu züchtete. Diese neue Mißordnung zeigt sich auch wieder in dem folgenden Bericht des Herrn H.:

„Je höher sie emporstiegen — Ulf Gudmarsson wurde Mitglied des Reichsrates, Besitzer von Bergwerken und Eisenhütten, und auch Birgitta weilte mehrere Jahre als Oberhofmeisterin der Königin Blanka am schwedischen Königshof, um so mehr achteten sie auf ihre Verantwortung vor den Menschen und vor Gott."

Nun, diesen „Gott" werden wir jetzt in seiner ganzen die Sippe zerreißenden Art kennen lernen; und dabei werden wir auch sehen, was sich Rom unter der Verantwortlichkeit eines Eisenhütten- und Bergwerkbesitzers denkt. Denn bald fing der beiden Gatten christliches Vagabundieren an. Man soll es kaum für möglich halten,

welche Reliquienrundreisen sie bei den damaligen schlechten Verkehrsmitteln machten: zuerst gings natürlich zum Grabe des „heiligen“ Königs Olaf nach Drontheim, dann über Meer nach Santiago de Compostella zu dem angeblichen Grabe des Apostels Jakob, nach Köln, wo man die angeblichen Schädel der angeblichen Dreikönige verehrte, nach Marseille zu dem angeblichen Grab der angeblichen heiligen Maria Magdalena und schließlich zu der berühmten Stadt der Lügner und Aufschneider: nach Tarascon, wo „bekanntlich“ die eine Schwester des auferweckten Lazarus, die Martha, beerdigt ist. Die Sache war, nach dem Brevier nämlich so: der auferweckte Lazarus hatte sich natürlich samt den beiden Schwestern taufen lassen, und die bösen Juden hatten in ihrem Ärger sie und noch eine Menge anderer Frischgetaufter auf ein Schiff ohne Segel und Steuerruder verfrachtet. Das machte aber nichts. Ein Wunder Gottes führte das Schiff, und die ganze Judengesellschaft landete wohlbehalten in Marseille... Doch nun zurück zu Birgit: als die beiden Gatten von einer ihrer Fahrten zurückkehren wollten, erkrankte Ulf schwer. Aber obschon seiner Gattin der heilige Dionysius erschien, wie das Brevier sagt, und ihr verkündete, Ulf werde gesunden, tat er doch mit voller Zustimmung Birgits das Gelübde, wenn er genese, dann werde er sofort ins Kloster gehen. Und so kam es denn auch: er zog sich nach Alvastra zurück und starb dort vier Jahre später als Cisterzienser. Dann geht die „Verantwortung vor Gott und den Menschen“ weiter: Vor allem reiste Birgit einmal heim und tat, was verantwortungsvolle Christen in solchen Fällen zu tun pflegen: sie verschenkte so ziemlich alles, was sie hatte, an die berüchtigten „Armen“, gründete ein Kloster, in dessen Anbau sie wohnte, und begann dann, auf persönlichen Befehl Christi, ihre sogenannten Visionen in ihrer Muttersprache niederzuschreiben. Übrigens erschien sie auch eines Tages

„im Reichsrat und warnte den König auf Grund einer Offenbarung, erntete aber nur Spott. Doch ihre Weissagung erfüllte sich überraschend schnell: die Familie des Königs ging unter in Krieg und Mord.“ (H.)

Diese Mordprophezeiungen Wissender bieten für den Kenner der Geschichte allmählich nichts geheimnisvolles und ihre Erfüllung nichts überraschendes mehr. Birgit nun gab sich ans Ordensstiften: sie

wandelte ihr Stammschloß Vadstena in ein Kloster um und gründete dort den Birgittiner-Orden „vom Allerheiligsten Erlöser". Die Ordensregel hat ihr nach dem Brevier Christus persönlich gegeben. Trotzdem befahl er ihr noch, nach Rom zu gehen, um dort die päpstliche Bestätigung ihrer Gründung zu erhalten. Wie es damals in Rom aussah, erzählt uns unser Gewährsmann H.:

„Die Ziegenherden weideten bis an den Altar von St. Peter, der Papst wohnte in Avignon, in den Straßen lieferten sich die Adelsgeschlechter der Orsini und Colonna täglich blutige Scharmützel, kein Pilger war sicher vor Raub und Totschlag. Brigitta litt wie alle Nordländer furchtbar unter den Greueln der Verwüstung an heiliger Stätte... Während der großen Pest, die halb Italien entvölkerte, griff die starke Frau aus dem Norden mutig zu; furchtlos übte sie Barmherzigkeit in den Baracken des Todes. Im Jubeljahr 1350 nahm sie sich vor allem der schwedischen Pilger an, die mittellos und entkräftet vor der Peterskirche niedersanken."

Ja, ein geradezu unerhörtes, ein furchtbares Bild der Volkszerstörung durch Christenglauben und Rom! Wie ein Vampyr saugt dieses Rom edle Kräfte nordischer Völker an sich, um sie dann „entkräftet und mittellos" vor die Peterskirche hinzuspeien, damit sie in der Heimat ihr Erbe antreten kann; genau wie es Birgit, diese nordische Edelfrau, bereits aus Sippe und Volk herauserlöst hatte und schon bei ihren Lebzeiten Vadstena überschluckte. Es ist denn auch über Birgit jetzt nicht mehr viel zu sagen: sie wallfahrtete von Rom aus nach Jerusalem, brachte aber eine schwere Krankheit mit, an der sie kurz darauf (1373) starb, wobei ihr übrigens Christus
„zu Hilfe kam: er würdigte sie der mystischen Verlobung durch das Zeichen des Ringes, den er ihr unter dem Gesang der Engel an die Hand steckte".

Das erzählt der katholische Biograph in vollem Ernste. Man könnte lachen, wenn das alles nicht so traurig wäre.

17. Oktober

Margarete Alacoque

Es ist noch gar nicht so lange her, da vollzog der Papst die sogenannte Weihe der Welt an das Herz Jesu. Die Deutschen, selbst die Katholiken, haben sich nicht allzuviel denken können bei dieser außerordentlich „mystischen" Sache mit ihrem sogar für den einfachen Christen etwas arg süßlichen Beigeschmack. Immerhin war dieser sonderbare Kult, voll von religiös gerichteter Erotik, bereits im Mittelalter nicht ganz unbekannt. Was insbesondere Mystikerinnen, wie etwa Gertrud von Helfta und Hildegard von Bingen über das Herz Jesu schrieben, geht auf keine — Darstellung. Dabei sind vor allem die Schriften Hildegards nie ohne Schwung und Geist. Entstand doch diese gesamte alte Mystik auf germanischem Boden (von Rom nie ernst genommen) nur durch das von vornherein aussichtslose Bestreben, die letzten noch nicht zerstörten Ahnungen blutmäßiger Gotterkenntnis mit dem Christentum und seiner Mythologie in Einklang zu bringen, — eine Mühe, mit der sich unbelehrbare Deutsche sogar in unseren Tagen noch abquälen. Nun, diese Zeiten gingen hin, und die spätere „Mystik" versank nun gänzlich in Sirup, verkappte Erotik und fade Verbohrung, in die „Tatsachen"berichte der Leiden-Christi-Erzählungen des neuen Testamentes. Und vorläufig ging dabei die Herz-Jesu-Anbetung, diese überhitzte Versenkung in die „heiligste Menschheit" Jesu ganz verloren. Das Herz Jesu mußte eigentlich völlig neu erfunden werden. Denn wie sollte man sich diese göttliche Menschlichkeit des Jesus nun vorstellen? Ohne Gott-Vorstellung geht es ja nun einmal nicht im Christentum. Noch Ignatius von Loyola „sah" beim Gebet die Menschheit Christi wie einen „weißen Körper, nicht groß und nicht klein", ohne Glieder [29]).

---

[29]) Siehe oben bei Ignatius.

Erst Margarete Alacoque (1647—1690) fand die feste Form: das Herz des Jesus von Nazareth, in dessen Anbetung sich seitdem schwärmerisch alles Jugendsehnen ganzer Generationen von Klosterpensionaten und Nonnenkonventen ergossen hat[30]).

Sehen wir uns nun das Leben dieser Frau an, die Geschichte ihrer Seele mit ihrer ganzen krankhaften Mystik. Es lassen sich sehr wohl Schlüsse daraus ziehen auf die von ihr ins Leben gerufene absonderliche Andacht, die wie kaum eine andere dem germanischen Wesen so von Grund auf fremd, ja innerlichst zuwider sein müßte.

Folgen wir zunächst dem Brevier:

„Margarete Alacoque wurde in einem burgundischen Dorf von ehrenhaften Eltern geboren, und, angetrieben von dem Wunder zuvorkommender Gnade, schlug sie von zartester Jugend an den Weg der Vollkommenheit ein, und die ersten Regungen ihres so unschuldigen Herzens glich sie der Form inneren Lebens an, zu der sie von Gott auserwählt war. Schon für das kleine, kaum zum Gebrauch der Vernunft gelangte Mädchen gab es nichts süßeres, als sich auf den Knieen mit gefalteten Händen vor dem himmlischen Bräutigam einzufinden, ihr Herz ihm zu weihen und jungfräuliche Keuschheit zu geloben, wozu er selbst von innen her, weit über ihr Alter hinaus, sie antrieb."

Kein Wunder dies alles! Denn die Kleine war schon im zartesten Alter zu den Urbanistinnen von Charolles in klösterliche Erziehung gegeben worden. Und was dort die Nonnen an der eindrucksamen kindlichen Seele zerstörten, ließ sich nie mehr gut machen. Daheim war es übrigens nicht wesentlich anders. Einer schweren Lähmung wegen — hier haben wir schon ein gewichtiges Symptom seelischen Leidens! — mußte nämlich die Mutter das Kind zurückholen und, wie unser Gewährsmann H. berichtet, lag die Kleine

„vier Jahre hilflos auf dem Krankenlager, und alle ärztliche Kunst versagte. Da wandte man sich an die Helferin der Kranken und gelobte ihr, Margarete dem Dienste Gottes zu weihen, wenn sie die Gesundheit wiedererlange."

Immer wieder müssen wir bei solchen Erzählungen einhalten und schaudernd sagen: welch ein Gottesbegriff! Ein Gott, der wie ein Viehjude mit sich kuhhandeln läßt! Natürlich

---

[30]) Inzwischen hat man auch ein Herz Mariens erfunden.

„nahm die Gottesmutter das Gelübde an, die Lähmung wich, aber nur um einer lange verhaltenen Vergnügungsfreude Platz zu machen. Das junge Mädchen atmete in vollen Zügen den berauschenden Duft der großen Welt ein, konnte aber ebensogern Stunde um Stunde zu Füßen des Tabernakels knieen..."

Der christliche Gott sollte also doch nicht um seine Bezahlung geprellt werden. Denn, fährt das Brevier fort,

„ihr Eifer, Jesus zu gefallen, und ihre Verehrung zur Gottesmutter, der Jesus sie, wie sie wußte, anempfohlen hatte, wuchs von Jahr zu Jahr. Aus dieser Liebe zu Christus, die sie durch oft stundenlange Betrachtung noch nährte, entsprang eine ungeheure Sehnsucht nach Leiden, damit sie sich so dem, den sie einzig liebte, ähnlich erwies. Darum quälte sie ihren Körper durch Fasten, Nachtwachen und andere Härten bis zur Krankheit. Ihren Geist bildete sie, seit dem Tode ihres Vaters immerfort unter den Bosheiten der Dienstboten leidend, standhaft nach dem Bilde dessen, der sanft und demütig von Herzen ist. So kam sie in Kürze schon zu großer Heiligkeit sogar in der Welt."

„Damit sie nun recht weit von den Ihren entfernt wäre" — diesen so echt evangelischen Grund gibt ausdrücklich das Brevier an —, „trat sie (zu Parah le Monial) in den Orden der Visitantinnen [31]) ein, und gleich im Noviziat zeigte sie in allen Tugenden des religiösen Lebens zweifelsfreie Kennzeichen der Heiligkeit. Inzwischen begann Christus seine Braut durch die Gnade immer vertiefteren Lebens, innere Stimmen und andere übernatürliche Gaben für sein Vorhaben noch besonders aufnahmefähig zu machen. Die berühmteste unter vielen Erscheinungen war die, in welcher Jesus selbst sich der vor der Eucharistie Betenden sichtbar zeigte und in der geöffneten Brust sein göttliches Herz in Flammen und umflochten von der Dornenkrone wies: um einer solchen Liebe willen und zur Sühne für die Sünden einer undankbaren Menschheit sollte sie Sorge dafür tragen, daß ein öffentlicher Kult seines Herzens eingerichtet werde. Große Gnadenbelohnungen setzte er dafür aus."

Noch einmal: welcher Gottesbegriff! Über diese Belohnungen wissen wir übrigens ganz genau paragraphenmäßig Bescheid, Verheißungen,

---

[31]) Orden von der „Heimsuchung" Marias.

„die," wie H. sagt, „so gewaltig, so unbegreiflich sind, daß kein Mensch sie erfinden konnte: Verheißungen für die Weltleute, Verheißungen für die Ordensgenossenschaften, Verheißungen für die Förderer der Herz-Jesu-Andacht, Verheißungen für die Weihe und völlige Hingabe an das göttliche Herz. Den Weltleuten, die es verehren würden, verhieß das Herz Jesu Beistand in ihrem Beruf, Frieden in ihren Familien, Segen in allen Unternehmungen; den Priestern die Gabe, auch die härtesten Herzen zu rühren, den Leidenden Trost, den Sündern Verzeihung, den eifrigen Seelen Vollkommenheit, allen Herz-Jesu-Verehrern eine selige Sterbestunde. Gibt es etwas Erhabeneres als diese letzte, die sogenannte ‚Große Verheißung', als Jesus zu ihr redete: ‚Ich verspreche dir in der übergroßen Barmherzigkeit meines Herzens, daß seine allmächtige Liebe allen jenen, die neun Monate nacheinander am ersten Freitag kommunizieren, die Gnade eines bußfertigen Endes gewähren wird, daß sie nicht in meiner Ungnade und ohne die Sakramente zu empfangen sterben werden, und daß es in dieser letzten Stunde ihre sichere Zufluchtstätte sein wird'?"

Zum drittenmal: welcher Gottesbegriff!

Aber lesen wir im Brevier weiter:

„Als sie aus Demut zögerte und immer wieder sagte, sie sei einer solchen Aufgabe unwert, versprach er ihr zu helfen und sagte ihr den Erfolg voraus. Und von nun an sah man, wie diese gläubigste Braut Christi nur an dies eine dachte und es durch Wort, Beispiel und Schriften sowie durch das ununterbrochene Opfer ihres Lebens durchzusetzen suchte: daß dem heiligsten Herzen Jesu nach innen und außen hin von allen der Kult geleistet würde, wie er ihm, seiner Belehrung nach, wohlgefiel. Das begann denn auch damals in wunderbarer Weise Wirklichkeit zu werden. Und als dann der hl. Stuhl dazu die Genehmigung gab, war bald der ganze katholische Erdkreis Zeuge dafür, welche Früchte diese Verehrung trug."

Ja, bei Marschall Foch etwa, der durch Verlängerung der Blockade über den Waffenstillstand hinaus bewußt etwa 400 000 Deutsche verhungern ließ; er war ein ganz besonderer Verehrer des Herzens Jesu. Aber weiter:

„Was sie inständig von Gott erbeten hatte, daß ihr selbst seine herrlichen Geschenke zur Verachtung gereichen möchten, wurde ihr

überreichlich gewährt. Denn niemals mangelte es im Hause selbst und draußen an solchen, die glaubten, sie sei jämmerlich durch ihre Einbildung getäuscht worden, die ihren Geist spottend zerpflückten oder wenigstens sie unablässig harten Versuchen unterwarfen. Doch bei alledem erwies sich immer heller die Demut, die Geduld, der Gehorsam dieser Jungfrau. Die Beschimpfungen und Drohungen Außenstehender, weil sie (als Novizenmeisterin) eine vornehme Postulantin rücksichtlos aus dem Noviziat nach Hause geschickt hatte, ertrug sie mit unbesieglicher Standhaftigkeit. Hinzu kamen die täglichen Plagen schwerer Krankheit, und die Medizin, die ihr die Ärzte gaben, schadete ihr nur. Bei alledem wünschte sie sich, im göttlichen Herzen Jesu sich verzehrend und vom Feuer seiner Liebe entflammt, nur noch mehr und schwerere Leiden. Bei ihrer letzten Krankheit —" traute sie doch dem Herzen Jesu nicht so recht? — „flößte ihr der plötzliche Gedanke an Gottes Gericht eine solche Angst ein, daß sie zitternd und jammernd das Kruzifix an sich preßte und Barmherzigkeit für sich erflehte. Doch bald erfreuten Gottes Tröstungen wieder ihre Seele. Und gleichsam als Opfer der Liebe verzehrt flog sie zu ihrem Bräutigam hin, 43 Jahre alt. Ihre himmlische Glorie wurde durch Wunder erwiesen, die Pius IX. feierlich bestätigte und dann Margarete unter größtem Beifall der Gläubigen 1864 in die Liste der heiligen Jungfrauen einschrieb."

Das Bild dieser „begnadeten Tochter Frankreichs", wie Herr H. sagt, ist damit für den Seelenarzt lückenlos gezeichnet.

27. November

Das Fest der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau Maria von der heiligen Medaille

Damit der Leser dieser Schrift nicht glaube, Skapuliere, „Agnus Dei“ und sonstige kirchlichen Amulette seien lediglich Überreste des finsteren Mittelalters und würden heute nur noch sozusagen aus Pietät mitgeschleppt, will ich hier einmal keinen Heiligen, sondern eine heilige Medaille schildern, deren Fest kein anderer als der „geistvolle“ Papst Leo XIII. einsetzte. Diese Medaille ist nach eigenen Angaben der Maria geprägt worden. Aber ich kann mir alle eigenen Erläuterungen sparen und will den Leser einmal ohne viele Unterbrechungen das Brevier dieses festlichen Marientages genießen lassen:

„Im Jahre 1830 ist, wie durchaus echte Berichte beweisen, die allerseligste Gottesmutter der Katharina Labouré, einer Nonne aus der Gemeinschaft der Töchter vom heiligen Vinzenz von Paul, erschienen und sie befahl ihr, dafür zu sorgen, daß eine Medaille zu Ehren ihrer unbefleckten Empfängnis geprägt werde. Aus der Vision ergab sich die genaue Prägevorschrift: auf der Vorderseite sollte das Bildnis der Gottesmutter sein“ — eine Photographie hat die hohe Frau leider nicht zur Verfügung gestellt —, „wie sie mit ihrem jungfräulichen Fuß den Kopf der Schlange zertritt, während sie durch Strahlen, die von ihren ausgebreiteten Händen ausgehen, die unter ihr liegende Erde erleuchtet. Drumherum sollte folgendes Gebet stehen: ‚O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir zu dir unsere Zuflucht nehmen!‘ Auf der Rückseite wünschte sie den allerheiligsten Namen Mariens, über einem Kreuz, darunter dann zwei Herzen, eines mit der Dornenkrone, das andere von einem Schwert durchbohrt.“

„Dem Befehl der Jungfrau gehorchte die Nonne. Und der Erfolg bewies, daß die Sache wirklich vom Himmel ausging. Denn kaum war die neue Medaille ins Volk gekommen, da begannen sofort die Christgläubigen sie zu tragen und zu verehren als einen der heiligsten Mutter äußerst angenehmen heiligen Brauch. Zuerst unter Gutheißung der Bischöfe in Frankreich, dann überall auf der Welt. Die Ursache dieser von Tag zu Tag sich steigernden Verehrung war die, daß man von der gnädig herabschauenden Jungfrau sehr vieles Wunderbare erreichte, ob es sich nun um Behebung von Krankheiten des Leibes handelte oder um Herausreißen von Seelen aus dem Schmutz der Sünde."

„Von allen diesen Wundern ist besonders das folgende des Andenkens wert, was am 13. Februar 1842 dem Alfons Ratisbonne zu Rom widerfuhr und durch das Zeugnis der rechtmäßigen kirchlichen Autorität anerkannt worden ist. Alfons, in Straßburg von jüdischen Eltern geboren, war auf seiner Reise in den Orient nach Rom gekommen. Dort schloß er Freundschaft mit einem vornehmen Manne, der vom Irrglauben zum heiligen Katholizismus übergetreten war. Ihn jammerte das Los des Jünglings, und er gab sich alle Mühe, ihn zu der wahren Religion Christi zu bekehren. Aber seine Reden hatten keinen Erfolg. Er erreichte nur, daß der Jude die Medaille der heiligen Gottesmutter am Halse trug. Und inzwischen betete er für ihn zu der unbefleckten Jungfrau. Die angeflehte Jungfrau zögerte ihre Hilfe denn auch nicht lange hinaus. Denn als Alfons zufällig einmal die Kirche des heiligen Andreas delle Fratte um die Mittagszeit betrat, gewahrte er" — das himmlische Theater beginnt! —, „wie sich vor ihm ganz plötzlich das ganze Kircheninnere verdüsterte, ausgenommen" — ich hätte fast gesagt: die Bühne —, aber nein: „ausgenommen, die Kapelle des heiligen Erzengels Michael, aus der ganz im Gegenteil ein um so helleres Licht strahlte. Er wurde von Schrecken gepackt, aber als er die Augen erhob, erblickte er die heilige Jungfrau Maria; ihr Gesicht hatte einen milden Ausdruck, und sie trug genau dasselbe Kleid wie auf der Medaille. Durch diese himmliche Erscheinung wurde Alfons plötzlich gewandelt. Von Tränen überströmt schwor er dem jüdischen Unglauben ab und bekannte die katholische Religion als die wahre. Dann unterrichtete man ihn im christlichen Glauben, und

wenige Tage darauf wurde er unter dem Jubel der ganzen Stadt durch die Taufe gereinigt."

„Damit nun das Gedächtnis einer solchen Macht und Güte der heiligsten Mutter, die sie durch die Medaille erwies, in Ehren bleibe und damit die Verehrung der Völker zur Empfängnis dieser Jungfrau noch wachse, ordnete der apostolische Stuhl an, daß ein Gedenktag, den es bis dahin nur für den allerheiligsten Rosenkranz und das Karmeliterskapulier gab, nun auch für diese Erscheinung der heiligen Gottesmutter und ihre heilige Medaille jedes Jahr als besonderes Fest gefeiert werde."

Solcherart Geistesnahrung bietet den katholischen Priestern ihr alltägliches Gebet, das Brevier.



3. Dezember

Franz Xaver

Dieser „Apostel Indiens", einer der ersten Genossen des Ignatius Loyola, gehört zu den angesehensten Heiligen Roms. Sein Ordensgenosse und Biograph, Pater Georg Schurhammer, glaubt alle poetischen Register seiner Courths-Mahler-Orgel ziehen zu müssen, um diesen Helden zu preisen:

„Wo immer die Meere rauschen an katholischen (!) Küsten, die Glocken klingen im katholischen Land, da steht sein Bildnis auf den Altären, im eisigen Norden, im sonnigen Süden, auf den Inseln des Weltmeers wie im schattigen Urwald, und da klingt auch das Lied in Millionen von Herzen vom heiligen Kreuzzug Franz Xavers, stärkend und tröstend in Leid und Prüfung, werbend und begeisternd zu heiligem Kampf, und viel tausend edle Seelen verlassen Pflugschar und Bücher, Reichtum und Ehren, Vater und Mutter und Freunde und Heimat und alle Trugbilder irdischen Glücks, um für Christus, den König, die Welt zu erobern, die unsterblichen Seelen im Heidenland, denn ‚was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?'"[32])

Sehen wir uns diesen „Mann Gottes" also einmal an, diesen Xaver, der die romhörige Menschheit lehren soll, die Pflugschar, Vater, Mutter, Freunde und Heimat, diese „Trugbilder irdischen Glückes" zu verlassen; diesen Franz Neuhaus (Xaver bedeutet im Baskischen so viel wie Neuhaus), der 1506 als Sohn eines kleinen verarmten Adligen im spanischen Navarra geboren wurde. 1525 be-

[32]) G. Schurhammer, S. J., „Der heilige Franziskus Xaverius, der Apostel des Ostens", (= „Pioniere der Weltmission", Band 1), Aachen 1920. — Alle Zitate in diesen Ausführungen über Franz Xaver entstammen dem Buche Schurhammers, außer denen, die ich ausdrücklich als Brevierzitate bezeichnete.

zog er die Universität Paris, wo er es erst genau so trieb wie die anderen Scholaren: man focht, raufte, studierte ein wenig den alten Aristoteles, schwärmte nachts durch verrufene Gassen, kneipte, gröhlte und war gute Kundschaft bei gewissen Frauenzimmern. Von diesen Damen hielt Franz Xaver allerdings immer den nötigen Abstand, weniger aus „Liebe zu Gott" und „Abscheu vor der Sünde", sondern, wie er selbst eingestand, aus Furcht vor der Syphilis. Inzwischen lernte er den savoyschen Bettelstudenten Peter Faber kennen, „eine stille, demütige, engelgleiche Gestalt", endlich als er schon Magister war und selber den Aristoteles dozierte — eigenes Denken kam ja in jenen Kreisen damals wie heute gar nicht in Frage —, einen anderen schon etwas bejahrteren Landsmann und Bettelstudenten, den zur Zeit 37jährigen Inigo von Loyola. Und dieser geisteskranke Inigo hatte bald alle seine Genossen angesteckt. Besonders Franz scheint es in der Umkehrung aller Werte bald recht weit gebracht zu haben.

„Oft geschah es", erzählt das Brevier, „daß er, in die Betrachtung der göttlichen Dinge versunken, von dem Boden in die Höhe erhoben wurde. Das geschah ihm manchmal sogar vor einer großen Volksmenge, während er die Messe las. Diese Süßigkeiten der Seele verdiente er sich durch gewaltige Kreuzigungen seines Körpers. Nicht nur den Wein- und Fleischgenuß versagte er sich, sondern auch das Weizenbrot. Nur geringwertige Speisen zu essen war er gewohnt. Oft enthielt er sich für zwei oder drei Tage jeglicher Nahrung. Und derart wütete er mit eisernen Geißeln gegen sich, daß er oft geradezu wie in einem Blutstrom schwamm."

Es folgte nun, 1534, der bekannte Jesuitenschwur des Ignatius und seiner sechs ersten Genossen auf dem Montmartre. 1536 nahm Xaver mit diesen ersten Jesuiten an der Reise nach Rom teil. „Betend und bettelnd —", welch bedeutungsvoller Gleichklang! — „fastend und frierend, aber voll geistlicher Freude" landstreicherten sie durch Lothringen, Elsaß, Bayern, Tirol nach Venedig, dann über Loretto nach Rom. Sie wollten sich vom Papst in das „heilige Land" zu den „Ungläubigen" schicken lassen. Indes wurde diese Fahrt, zum Schaden für die Menschheit, durch den Krieg zwischen Venedig und dem Sultan verhindert. Xaver ging enttäuscht nach Bologna, um dort seinen Lebensunterhalt durch Hausbettel zu er-

werben und zu predigen. Besonders beseelsorgerte er Kranke und Gefangene. Und nach dem bekannten Grundsatz der Heiligen: je ekelhafter, desto näher an Gott! — gab er sich besonders mit Hautkranken und Aussätzigen ab. „Einmal wollte der Ekel vor einer häßlichen Wunde Magister Franziskus bemeistern, — da strich er mit dem Finger den Eiter weg und führte ihn zum Mund. Das half für immer."

1538 rief Ignatius die Gefährten wieder nach Rom zusammen, wo sie im Frangipanihof Unterkunft fanden. Hier wäre Xaver beinahe vom Teufel geholt worden, und der Bericht darüber geht auf Simon Rodriguez, einen der Gefährten von damals, zurück. Die Sache war so: Der Frangipanihof galt als nicht recht geheuer.

„Aber die fremden Priester verlachten die Teufel, die darin spukten. Bald nach dem Einzug wurde der schwächliche Rodriguez krank. Wars Fieber oder Wahrheit? Seltsame Geräusche ließen sich hören in der Stille der Nacht, als zerbreche jemand Schüsseln und Teller. Und ging da nicht jemand im Gang vor der Kammer auf und ab? Und öffnete dort nicht ein Unsichtbarer den Türvorhang, ins Zimmer zu schauen? Xaver war Krankenpfleger und hatte sich neben dem kranken Gefährten auf einer Matte am Boden zur Ruhe niedergelegt. Simon aber war wach und betrachtete den Schlummernden und gedachte der hohen Tugenden seines Mitbruders in Christo . . . Da fuhr der Schlafende plötzlich schreiend auf mit heftigen Gebärden, als stoße er einen Feind zurück, und reichliches Blut entquoll Nase und Mund. ‚Was ist mit dir?' fragte Rodriguez den erwachenden Gefährten. ‚Nichts!' war die Antwort. — Auch am nächsten Morgen wich der Pater allen Fragen der Mitbrüderschaft standhaft aus. Die aber raunten sich zu: ‚Der Teufel war da und wollte Meister Franziskus erwürgen.'"

Erst später erklärte dann Xaver selbst, der Teufel sei in Gestalt eines frechen Weibes zu ihm gekommen, um ihm boshafterweise seine „Jungfräulichkeit" zu rauben.

Man sieht: Bereits diese ersten Jesuiten waren nichts als ein volksgefährlicher Bund von geisteskranken Monomanen.

Nun, kurz darauf sandte Ignatius den Xaver als Missionar und päpstlichen Legaten nach Portugiesisch-Ostindien. Und dort hatte Franz ein unheimliches Glück im Bekehren, zumal man bereits acht

Jahre vor seiner Ankunft in Goa 15 000 der armen „Wilden" getauft hatte, obschon die Missionare eingestandenermaßen deren Sprache gar nicht kannten. Und Xaver konnte schon im ersten Monat, mit einem Glöckchen durch die Stadt bimmelnd, weitere 10 000 taufen. Er wußte eben Gebete, die, wie Pater Schurhammer sagt, „kräftiger wirkten als die heidnischen Mantrams". Welcher Art diese kräftigen Gebete waren, erfahren wir bereits eine Seite später: Der liebe Heilige läßt die armen Leute durch portugiesische Büttel verprügeln. Und droht, wenn sie sich nicht besserten, werde er sie allesamt gefangen abführen lassen. „Sein Grundsatz war: ‚Wenn Güte nicht hilft, ist Strafe ein Werk der Barmherzigkeit!'" (Schurmann 31.)

Aber auch sonst machte es ihm Jahweh leicht: Wenn Xaver predigte, so berichtet das Brevier, verstand ihn jeder in seiner Sprache, obschon er sich stets nur einer einzigen Sprache, wahrscheinlich des Spanischen, bediente. Und das war, bei den rund 300 Sprachen Indiens, gewiß ein großes Kunststück. So „bekehrte" er also Aberhunderttausende. Im allgemeinen genügte ja dazu das Anziehen von Hosen und Unterröcken sowie der Umtausch der Amulette, der Brahmanenschnur oder des Hausfetischs gegen den Rosenkranz. Im übrigen ging die Bekehrung vor sich wie anderorts auch, ja genau wie bei der Germanenverchristung. So schreibt Xaver 1545 nach Europa:

„In Dschaffna... können dieses Jahr leicht über 100 000 der Kirche gewonnen werden. Das Kolleg von Kranganor bringt gewaltige Frucht, und die Hoffnung ist nicht unbegründet, daß in wenigen Jahren Missionäre daraus hervorgehen werden, die ganz Malabar bekehren. Der Statthalter hat befohlen, den König von Dschaffnapatam zu strafen *und dessen Bruder, der Christ werden will, zum Herrscher zu machen*. Das Reich Kotta wird wohl bald christlich werden. Auf Makassar haben vor acht Monaten drei große Fürsten mit zahlreichem Volk die Taufe empfangen. Diese Länder sind reif zu reichlicher Frucht."

Trotzdem kamen gewaltige Fehlschläge für Xaver, worauf er nach Sumatra und Malakka reist, schließlich sogar nach Japan. Auf diesen Gedanken hatte ihn ein landflüchtiger japanischer Mörder gebracht, der natürlich bei der Kirche und dem heiligen Franz Xu-

flucht fand, die Taufe und den neuen Kriegsnamen „Paul vom heiligen Glauben" erhielt. Ganz begeistert war Franz von Japan. „Es ist das beste bis jetzt entdeckte Volk", schrieb er, „und mir scheint, man wird unter den Ungläubigen nie eins finden, das die Japaner übertrifft." Es meldeten sich denn auch innerhalb zweier Monate nur ganze 500 Japaner zur Taufe.

Dann kam noch eine Reise nach China, zurück nach Goa, dann wieder nach China, auf welcher Fahrt er am 3. 12. 1552 starb. Daß er, nach dem Brevier, ein großer Wundermann war, versteht sich von selbst: „Mehrere Tote erweckte er wieder ins Leben, einen von ihnen, den man tags vorher beerdigt hatte, ließ er ausgraben und erweckte ihn aus dem Grabe. Zwei andere, die man eben heraustrug, nahm er bei der Hand und gab sie von der Bahre weg ihren Eltern zurück... Als er gestorben, bedeckte man seinen Körper zweimal viele Monate lang mit ungelöschtem Kalk, aber er blieb völlig unversehrt, ohne Geruch und mit frischem Blute. Nach Malakka überführt, brachte er dort augenblicklich eine furchtbare Pestepidemie zum Stillstand." Dem will ich noch hinzufügen, daß in unserer Zeit eine sogenannte Novene, d. h. eine neuntägige Andacht zu Franz Xaver eine ungeheure Verbreitung im katholischen Volke fand. Diese natürlich kirchlicherseits genehmigte Novene hat die Zauberkraft in sich, daß jede Bitte, die man neun Tage hindurch in den dazu bestimmten Formeln dem heiligen Franz Xaver vorträgt, mit fast hundertprozentiger Sicherheit erfüllt wird.

Nachwort

Wir sind damit am Ende unseres Ganges durch den römischen Heiligenkalender, in dem wir eine Welt von unendlicher Gottferne kennen lernten. Und wir verstehen jetzt, warum bereits die heidnischen Römer dem Christentum als schwersten Gottesfrevel sein finsterjüdisches odium humani generis, seinen „Menschheitshaß" vorwerfen konnten. Dies odium humani generis, das sich im Alten wie im Neuen Testament in die Welt hinauskreischt:

„Der Bogen der Starken wurde geknickt, doch Strauchelnde behalten ihre Kraft. Ums Brot verdingen müssen sich die, die vordem satt... Dahinwelkt die kinderreiche Frau. Jahweh kann töten und beleben... Jahweh macht arm und reich, erniedrigt und erhöht. Aus dem Staub richtet er den Bettler auf, erhebt den Armen aus dem Kot... Einen Ehrensitz weist er ihnen an für immer... Die Schritte seiner Frommen behütet er. Die Frevler vergehen in Finsternis. Denn niemand siegt durch eigene Kraft."

So heult 1. Sam. 2, 4 ff „Annas Lobgesang". Und ihm „singt" nach der Lobgesang der Maria, Luc. 1, 46 ff, das tägliche Leib- und Magengebet der Kirche:

Jahweh „wirkt Gewaltiges mit seinem Arm. Er zerstreut alle, die stolz in ihren Herzen denken. Machthaber stürzt er von ihren Thronen und er erhöht die Niedrigen. Mit Reichtum sättigt er die Habenichtse. Doch Reiche läßt er leer ausgehen".

Das ist der Triumph der „Heiligen Israels", die „Poesie", nicht des Volkes, sondern des Proletariats, der Sklaven. Das Sieggeheul der Niederrassigen über die Zerstörung der menschlichen Kultur. Judas und Roms ewiges odium humani generis, das erklärt, nur die Narren vor der Welt seien Weise vor Gott (1. Kor. 1, 25), und das diese notorischen Narren auf die Menschheit losließ, um in ihrem Sinne Geschichte und — Geschäfte zu machen, indem sie

das „Gottlied der Völker" zerstörten. „Fort mit dem Eigensang aller Völker, er ist gottwidrig, gottwidrig sind auch die ‚Nationen', sie verhindern das Ziel. Völkische Artung", sagen sie, „zeige nur ein Volk noch auf Erden, das Volk, das Gott einst auserwählt hat, daß es über die Menschheit herrsche, das Volk, dem sich Gott unmittelbar offenbarte. Möge es dereinst allein noch auf dieser Erde seinen Sang singen, er ist der einzige, der vor der Gottheit besteht."[33]) Das ist der Sinn Judas wie des römischen Heiligen. Das ist sein odium humani generis, das den Raubmörder heilig spricht, das die gottgegebene Gestalt des Menschen und das menschliche Antlitz bewußt verwüstet und zerstört, weil der Dämon Jahweh nur an verdreckten, verstümmelten und verblutrunsteten Körpern und Fratzen seine Freude hat; und so sucht der Heilige seine Gottnähe in Hautkrankheiten, in Aussatz, in Maden und wimmelndem Ungeziefer. Er erspürt in den schmutzigen Schweißfüßen niederrassiger Nichtstuer, Landstreicher und Bettler den Atem Gottes. Ja, wir kennen sie nur zu gut, die Nähe und den Atem dieses „Gottes": es ist Jahweh, der ewige Jude, von dem es in der Bibel heißt:

„Die Pest zieht vor ihm her, und Fieber folgt ihm auf dem Fuße. Und wenn er auftritt, zertrümmert er die Erde. Mit seinem Blick zersprengt er die Gojimvölker." (Hab. 3, 5/6.)

Und so sind die Bilder der Heiligen, die ich hier in Roms düsteren Verwesungfarben nachzuzeichnen versuchte, nichts anderes für dieses Rom, als seine und seiner Gläubigen ewig nachtwandelnde und gespensternde Wachhalter des Willens zur Entrassung, ja zur Umrassung der Völker im Sinne Jahwehs, dessen Tempel genau so gut in Jerusalem wie in Rom steht.

So schließe ich denn mit dem furchtbaren Urteil, das einst Georg Friedrich Daumer über das „Geheimnis der Heiligkeit" sprach:[34]) „Furchtbar bösartige Subjekte hat sich die Kirche nicht gescheut, für Heilige zu erklären, ja sie schämt sich heute noch nicht, dieselben zu ehren, zu preisen, worüber sich freilich nur derjenige wundern kann, der das Geheimnis der Heiligkeit im christlichen Sinne des Wortes nicht kennt. Dasselbe besteht nämlich darin, das Böse in

[33]) Mathilde Ludendorff, „Das Gottlied der Völker", Seite 356.

[34]) Zitiert bei Hans Kern: „G. Fr. Daumer", (= „Das Deutsche Leben", Band 2), Berlin 1936, Seite 31.

christlich-religiöser Form zu sein, und dieses Böse ist das absolut Böse, über welches kein anderes geht und welchem kein anderes gleicht. Die Spitze des Bösen ist in dieser Religion wie nie und nirgend in einer anderen erreicht. Sie zu brechen ist die Aufgabe der sich bildenden und bessernden Menschennatur. Mit ihrer Lösung wird das Reich des kakodämonisch Negativen auf Erden, so wie es sich im christlichen Weltalter zu beispielloser Entwicklung und Erscheinung gebracht, für immer zu Ende sein."

Beachten Sie bitte die

Buchanzeigen

auf den folgenden Seiten

Was schreiben ehemalige römische Priester über die christliche Lehre und ihre Einrichtungen?

Franz Griese:
Ein Priester ruft: „Los von Rom und Christo!"
96 Seiten, 28.—32. Tausend, 1937, kart. 1.50 RM

In ernstem theologischem Forschen hat Franz Griese als Irrtum erkannt, was er selbst früher mit Feuereifer von der Kanzel vertreten hatte. Er fand durch weiteres Forschen auch zur letzten Freiheit. Weil er als Deutscher keinen jüdischen Glauben haben wollte, trat er aus der Kirche aus, zu der er aus Wahrheitliebe, Überzeugung und Deutschempfinden nicht mehr gehören konnte.

Der große Irrtum des Christentums - erwiesen durch einen Priester
104 Seiten, 17.—21. Tausend, 1937, kart. 1.50 RM

„Die Tage des Christentums sind gezählt!" Das bewahrheitet sich für jeden, der diese Schrift liest. Ein Theologe und ehemaliger katholischer Priester weist seinen Amtsbrüdern und allen Christen auf wissenschaftlicher Grundlage überzeugend nach, wie die Kirche die Lehren der Bibel nicht nur nicht vorlebt, sondern diese eigenmächtig verändert und umgestaltet hat. Diese Schrift ist gerade in dieser Zeit, wo sich in weiten Kreisen katholischer Deutscher die Bewegung „Los von Rom!" durchsetzt, von großer Bedeutung, da sie von der katholischen Denkweise ausgeht und schrittweise zur Erkenntnis führt.

Konstantin Wieland: **Die Ohrenbeicht**

Mit einem Anhang von Walter Löhde: „Handhabung und Wirkung der Beichte" / 32 Seiten, 35.—39. Tausend, 1939, geh. —.40 RM

In dieser Schrift weist der ehemalige katholische Priester Konstantin Wieland nach, daß die Beichte ursprünglich nicht in der christlichen Lehre begründet ist, sondern erst von der aufstrebenden Kirche eingeführt wurde. Sie ist „ein Produkt historischer Entwicklung, ein Erzeugnis menschlichen Denkens und Willens der Kirchenhäupter: eine menschliche Erfindung". Die Schrift zeigt besonders auch den Christen, auf welcher Grundlage ihr Glaube von der Beichte ruht und wird ihnen helfen, bestimmte Einbildungen zu überwinden. Sie zeigt aber, daß auch diese Glaubenslehre — wie die anderen — willkürliche menschliche Erfindungen sind, ersonnen von Priestern, um ihre Gewalt und Macht über die Menschen zu befestigen.

Modernisteneid und katholische „Wissenschaft"
24 Seiten, 11.—15. Tausend, 1937, geh. —.40 RM

Wenige wissen, was der Modernisteneid eigentlich ist und welche Ungeheuerlichkeiten er zu beschwören verlangt. Hier gibt der ehemalige katholische Priester und spätere Rechtsanwalt Konstantin Wieland eine ausführliche, klare und treffende Darstellung dieser unerhörten Forderung päpstlicher Gewalt an die klare Vernunft und sittliche Haltung nicht nur der Priester, sondern auch der „Gelehrten" (Professoren, Theologen) der römisch-katholischen Kirche. Der Verfasser hatte selbst die Folgerungen seinerzeit gezogen und sein Priesteramt niedergelegt, da er diesen Modernisteneid nicht schwören wollte. Es ist erschütternd, zu erfahren, wie wenige aufrechte Deutsche Männer es damals unter den katholischen Priestern und Gelehrten gab, die gleich diesem handelten; die meisten beugten sich Rom.

Erich u. Mathilde Ludendorff:

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende

192 Seiten, 51.—53. Tausend, 1940,
kartoniert 2.— RM, Ganzleinen 3.— RM

Es hatte besondere Gründe, daß dieses Werk von dem Feldherrn und Frau Dr. Mathilde Ludendorff gemeinsam geschrieben wurde. Die ungeheuere Bedeutung dieses Werkes liegt nicht nur in der geschichtlichen Darstellung des jesuitischen Wirkens, sondern außer der Klarlegung der politischen und wirtschaftlichen Ziele des Jesuitenordens, vor allem in der Enthüllung des Wesens und des Zweckes der jesuitischen Dressur, und in der Schilderung der furchtbaren seelischen Folgen für die ihr unterworfenen Menschen. Auf diesem vorwiegend psychologischen Gebiete ist der Psychiater zuständig. Daher hatte sich Frau Dr. med. Mathilde Ludendorff in ihrer Eigenschaft als Fachärztin der Behandlung dieser Fragen unterzogen. Es gibt zweifellos manche gute Bücher über den Jesuitenorden, aber noch niemals ist ein solches, den Jesuitismus so gründlich enthüllendes, dabei für jeden Deutschen lesbares und verständliches Werk in dieser Kürze und Klarheit erschienen. Das Buch wird der Jesuitenmacht ein Ende bereiten, wenn es erst völlig im Deutschen Volke verbreitet und von jedem Einzelnen aufgenommen sein wird. Nur weil versäumt wurde, über das Wesen und die Methoden des Jesuitismus aufklären zu lassen, wurde es möglich, daß die Jesuiten nach dem Kriege 1914/18 wieder in Deutschland Fuß fassen konnten, obgleich sie Bismarck als staatsfeindlich und staatsgefährlich aus dem Deutschen Reiche ausgewiesen hatte.

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Der Lebensweg des Feldherrn 1918—1924

Durch Kriegserfahrung und Erkenntnis zum Kämpfer für die Deutsche Freiheit

General Ludendorff:

Auf dem Weg zur Feldherrnhalle

176 Seiten mit Dokumenten in fünf Anlagen. Preis in Ganzleinen 3.50 RM, kartoniert 2.50 RM

Schutzumschlag mit vierfarbigen Lichtbildern des Feldherrn und der Feldherrnhalle von Fotograph Berger, München

---

Schlicht, einfach, doch mit der Wucht der Wahrheit und gerade darum dramatisch, schildert dieses Buch, das in der Reihe weiterer Werke einen bedeutsamen Abschnitt der Lebenserinnerungen des Feldherrn darstellt, die Vorgeschichte der Ereignisse des 8., den Marsch am 9. November 1923, die Begebenheiten danach und schließlich den „Völkischen Prozeß" vor dem Volksgericht in München. Die Zusammenhänge hinter den Kulissen der schwarzen Reaktion, die durch Kahr, Lossow und Seisser der völkischen Bewegung in den Rücken fiel, die Rolle des Kardinals Faulhaber, die Haltung des Kronrinzen Rupprecht, das Treiben alldeutscher Kreise im Norden — erschöpfend und lebenswahr ersteht vor dem Leser das fesselnde Bild der Zeit, in der das völkische Deutschland geboren wurde.

Es ist ein harter, gerader, kompromißloser Weg, durch Genialität gebahnt und von heiliger, inbrünstiger Liebe zum Deutschen Volk erhellt, den der Feldherr den Deutschen voranschreitet. Jeder Deutsche hat die völkische Pflicht, sich die Lebenserfahrung des Feldherrn zu eigen zu machen.

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19